

# STEGLITZER HEIMAT

Mitteilungsblatt des Heimatvereins für den Bezirk Steglitz  
gegr. 1923 e.V.

Lankwitz · Lichterfelde · Steglitz · Südende



46. JAHRGANG · JANUAR – JUNI 2001



*Drogerie Heidenreich, Finckensteinallee 1*

Nr.

**1**

2001

# Inhalt

	Seite
Drogerie Heidenreich - Finckensteinallee 1	3
100 Jahre Rosenkranz-Basilika in Steglitz	4
Zweites Zeitzeugengespräch mit dem ehemaligen polnischen KZ-Häftling Zdislaw Berdzinski, inhaftiert 1942 – 1945 im Außenlager Berlin-Lichterfelde, Wismarer Straße 26/36	10
Übergabe der „Säule der Gefangenen“ durch die Wohnbau GmbH Bonn an das Bezirksamt Steglitz	15
Von der Hauptkadettenanstalt zum Bundesarchiv	17
Das Preußenjahr 2001	22
Ernst Stubenrauch (1853 – 1909)	23
Wie wir den Bau der Mauer erlebten (1. Teil)	27
„Nicht selbstverständlich!“ 75 Jahre Feuerwache an der Südenstraße	33
Beethoven-Oberschule Lankwitz	37
Die Lausitz und Strittmatter im Steglitzer Heimatverein	41
Wie mein Vater starb	44
Kirchen und Gemeindeleben in Steglitz	48
Tagesausflug nach Woltersdorf	49
Veranstaltungen	54

---

<b>Herausgeber:</b>	Heimatverein für den Bezirk Steglitz gegr. 1923 e.V.
<b>Redaktion:</b>	Carola Scheuren, Oskar Stück, Dietrich Seidlitz
<b>Geschäftsstelle:</b>	Drakestraße 64 A, 12205 Berlin, Telefon 833 21 09, Fax 843 06 309
<b>Archiv und Museum:</b>	Geöffnet Montag 16 bis 19 Uhr Mittwoch 15 bis 18 Uhr oder nach Vereinbarung Sonntag 14 bis 17 Uhr (nur Museum)
<b>1. Vorsitzender:</b>	Wolfgang Holtz, Spindelmühler Weg 5, 12205 Berlin, Telefon 812 23 38
<b>Schatzmeister:</b>	Andreas Körner, AttilasträÙe 115, 12105 Berlin, Telefon 753 98 07
<b>Geschäftsführer:</b>	Dietrich Seidlitz, Münchener Str. 24 i, 12309 Berlin, Telefon 744 53 49
<b>Veranstaltungen:</b>	Wolfgang Holtz, Wilma Gütgemann-Holtz
<b>Postbankkonto des Vereins:</b>	Berlin 16 22 88 - 103 (BLZ 100 100 10)

Die „Steglitzer Heimat“ erscheint halbjährlich mit finanzieller Unterstützung des Bezirksamtes Steglitz von Berlin. Im Mitgliedsbeitrag ist der Preis für den Bezug enthalten.

Die Gemeinnützigkeit des Vereins ist anerkannt.

Kahmann-Druck, Charlottenburger Straße 22, 14169 Berlin

Text- u. Bildbeiträge sind an den Vorsitzenden zu richten. Für unverlangte Einsendungen keine Gewähr.

Für die namentlich gezeichneten Beiträge sind die Autoren verantwortlich.

## Drogerie Heidenreich – Finckensteinallee 1

Man musste Zeit mitbringen, wenn man in der Drogerie von Karl und Ilse Heidenreich einkaufen wollte, denn man bekam Lebensgeschichte erzählt. Man hörte dort von ihrer prominentesten Kundin, der Schauspielerin Käthe Dorsch, von ihnen liebevoll „Käthchen“ genannt, von SS-Leuten, die „Schmiere standen“, um Gründe zum Denunzieren zu haben, da Heidenreichs, trotz Verbots, weiterhin Juden bedienten. Auch von einem, von ihnen sehr geschätzten, jüdischen Arzt, der oft ins Geschäft kam und trotz der brenzigen Lage doch noch viel Humor hatte, wurde berichtet.

Aber auch aus ihrer eigenen Kindheit erzählten sie, z.B.: Wie sich Karl Heidenreich freute, als er den Kaiser zu sehen bekam. Oder, als am Heiligen Abend Frau Heidenreichs Mutter mit vier Kindern dem vorbeifahrenden Vater, der Lokomotivführer war und Dienst hatte, auf der Strecke stehend zuwinkten, um ihm eine Freude zu machen.

Die kleine Drogerie in der Finckensteinallee Nr.1, die wir 1961 durch Zuzug kennen lernten, lag an einem günstigen Verkehrsknotenpunkt: Drakestraße, Hindenburgdamm, Finckensteinallee, Goerzallee und „Endstation Wiesenbaude“, letztere früher ein beliebtes Ausflugsziel. Damals fuhr dort auch noch die Straßenbahn, Linie 72. Später wurde die Finckensteinallee an genau dieser Stelle geschlossen und in einen „toten Arm“ umgewandelt. Die Drogerie Heidenreich war übriggeblieben aus einer längst vergangenen Zeit. Handgezimmerte Regale bis unter die Decke, mehrmals grün überstrichen, auf denen rotgelackte Kartondosen mit Porzellanknauf und den abenteuerlichsten Aufschriften, wie Zitronenkraut, Gift, Kaliumchlorat, Gelber Senf, Pfefferminzplätzchen, Mastix, Honigkuchengeürz, Enzian, etc. standen, schmückten die Drogerie. Sie waren nur zu erreichen über eine drei Meter lange, sich nach oben verjüngende, gefährlich steile Leiter, die völlig abgetretene Holzstiegen hatte. Der Auf- und Abstieg mit dieser Leiter war halsbrecherisch!

Wegen Platzmangels konnte man bei Heidenreichs bei bestimmten Artikeln, etwa bei Waschmittelpaketen, nur unwirtschaftliche, kleine Größen, kaufen. Eine Bodenklappe im Ladeninneren weckte Aufmerksamkeit und Neugierde. Was alles gab es da unten wohl noch zu bestaunen? Mit besagter Leiter stieg man auch in das darunterliegende Kellerloch, um den Vorrat von Tempotüchern, Toilettenpapier, Badeschaum und dergleichen nach oben zu balancieren, was die beiden alten Leute, zum Erstaunen der Kunden, spielend schafften.

Anfang des Krieges hatten sie noch einen Gehilfen, der mit Herrn Heidenreich die Schaufenster dekorierte.

Vor etwa zwanzig Jahren schloss die Drogerie. Frau Heidenreich hat nach dem Tode ihres Mannes das Geschäft noch ungefähr fünf Jahre lang allein weitergeführt. Vor zwei Jahren ist diese kleine, starke Frau im Alter von 96 Jahren gestorben.

Gisela Meyer

## 100 Jahre Rosenkranz-Basilika in Steglitz

Nach meinem Umzug nach Berlin-Steglitz im Februar 1998 bin ich unzählige Male an der Kirche in der Kieler Straße vorbeigelaufen oder -geradelt. Irgendwie habe ich sie immer „links“ oder „rechts“ liegen gelassen, nicht ahnend, welch Schatz sich hinter ihren Mauern birgt.

Doch - einmal habe ich an einem Werktag versucht, ihr Mittelportal zu öffnen. Natürlich war es verschlossen, und eingeweihte Steglitzer erklärten mir, dass alle Kirchen Berlins verschlossen seien, da sich die Diebstähle auch hier gehäuft hätten.

Aber selbst diese Steglitzer wussten nicht, was ich Anfang November dieses Jahres während eines Telefongesprächs mit der Gemeindereferentin Schwester Beatrice erfuhr: die Basilika gehört zu den wenigen Kirchen der Hauptstadt, die täglich für Gläubige und Besucher zugänglich ist - über eines der kleineren Seitenportale. Auch wenn man für diese Zugänglichkeit mühevoll wertvolle Gegenstände täglich entfernt und wieder aufstellt.

Da ich das aber im Frühjahr dieses Jahres noch nicht wusste, beschloss ich, einfach die Messe in der Rosenkranz-Basilika am Ostersonntag zu besuchen, um endlich das Innere kennenzulernen. Betritt der Besucher das Gotteshaus, umfängt ihn eine Art mystischer Stimmung, zu welcher die Dunkelheit beiträgt. Nur sehr gedämpft dringt das Tageslicht durch die Fenster der Kuppel. Der Blick schweift unwillkürlich nach oben, und Ehrfurcht ergreift ihn vor den umfangreichen Wand- und Deckenmalereien, obwohl er möglicherweise schon Notre Dame in Paris, St. Paul's Cathedral in London oder die Kathedrale St. John the Divine in New York gesehen hat. Vor allem den Vergleich mit New York müssen wir Steglitzer nicht scheuen. Die Grundsteinlegung „unserer“ Kirche fand am 20. August 1899 statt, und nach nur 15 (!) Monaten besaß die Großgemeinde Steglitz ein würdiges Gotteshaus. Mit dem Bau der New Yorker Kathedrale hat man 1892, d.h. sieben Jahre vor der Grundsteinlegung in Steglitz, begonnen, die Fertigstellung ist in diesem Jahrhundert geplant. Ungefähr im Jahre 2030 wird New York mit diesem Bau die größte gotische Kathedrale der Christenheit besitzen. Steglitz besitzt seit 100 Jahren ein im wahrsten Sinne des Wortes „vollendetes“ Gotteshaus.

Brauchen wir unbedingt einen Superlativ für die Rosenkranz-Basilika? Eigentlich wohl nicht. Trotzdem freuen wir uns, wenn wir im „Tagesspiegel“ vom 30.10.2000 lesen, dass „versteckt in der nur sehr kurzen Kieler Straße, eingezwängt zwischen den Konsumtempeln der Schlossstraße und der Bausünde



*Rosenkranz-Basilika, erbaut: 1900, Architekt: Christoph Hehl*

Stadtautobahn, möglicherweise die **schönste** Kirche Berlins“ liegt. Im Jahre 1964 - eigentlich schade, aber das ist einmal keine „runde“ Zahl - wurde sie unter Denkmalschutz gestellt. Eine Metallplatte neben der linken Kirchentür weist darauf hin. Besonders zu rühmen ist, dass die Basilika bis ins letzte Detail des Baus, der malerischen Ausschmückung und der zum Gottesdienst erforderlichen Ausstattung stilrein sei. Man spricht vom „Historismus“, einer Kunstrichtung der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Ich habe die Chance - in der Feuerbachstraße in Steglitz wohnend - sozusagen „um die Ecke“ ein Jubiläum mitfeiern zu dürfen, von denen die meisten Besucher und Käufer der Schlossstraße nichts ahnen. Ich durchstöbere das Archiv unseres Heimatmuseums. Die Geschichte der Rosenkranz-Basilika ist vielfach nachzulesen, vor allen in den Festschriften zu den „runden“ Jubiläen. Trotzdem sei hier nochmals an die Entstehungsgeschichte, den Bau, die Entwicklung und Ausstattung dieses Gotteshauses erinnert.

Am 29.10.1882 wurde in einem gemieteten Tanzsaal des damaligen Gasthauses Flensburger Straße 12 (heute Deitmerstraße 12) zum ersten Mal seit der Reformation in Steglitz wieder katholischer Gottesdienst gehalten. 1885 wurde auf dem Grundstück Kieler Straße 11 eine kleine Kapelle erbaut, und 1891 wurde die schnell wachsende Gemeinde zur selbstständigen Kuratie und 1894 zur Pfarrei erhoben. Ihre ersten Seelsorger waren Kuratus Josef Uppenkamp und Pfarrer Josef Deitmer. Mit der Berufung von Josef Deitmer, der aus Münster stammte, begann ein entscheidendes Kapitel der Steglitzer Pfarrgeschichte. Die Gemeinde, die Pfarrer Deitmer voller Beklommenheit übernahm, hatte geographisch einen gewaltigen Umfang: Friedenau, Südende, Lankwitz, Groß-Lichterfelde, Kleinmachnow, Teltow, Zehlendorf, Dahlem und Schmargendorf gehörten dazu. Nachdem es der Gemeinde gelungen war, ein weiteres Grundstück für das Pfarrhaus in der Flensburger Straße 3 - 4 zu erwerben, entfaltete Pfarrer Deitmer eine rege Sammeltätigkeit, die ihm den Ehrennamen „Bettelpfarrer“ eintrug.

1899 wurde die damals längst zu klein gewordene Kapelle abgerissen und am 20. August 1899 auf dem gleichen Areal der Grundstein für eine neue Kirche gelegt. Am 11.11.1900 erhielt diese Kirche mit 1080 Plätzen ihre Weihe; zu ihrer Patronin wurde Maria, die Königin des heiligen Rosenkranzes gewählt.

Der Architekt der Rosenkranzkirche, die - noch ein Jubiläum - vor 50 Jahren in den Rang einer Basilika erhoben wurde, war Christoph Hehl (gest. 1911). Er war ordentlicher Professor für mittelalterliche Baukunst an der Technischen Hochschule zu Berlin-Charlottenburg und einer der bedeutendsten Meister des Kirchenbaus. Christoph Hehl, der aus dem Westerwald stammte, gelang es, italienische Impressionen mit der heimischen mittelalterlichen Backsteinarchitektur harmonisch zu verbinden. Im Innern der Rosenkranzkirche glaubt der Besucher, er befände sich in der Kirche St. Fosca bei Venedig, während die Straßenfront der spätromanischen Architektur der Mark Brandenburg und der Altmark verpflichtet ist. Diese Front ist in hellroten, handgestrichenen Bauziegeln, sogenannten Klosterziegeln ausgeführt, die auch im Innern verwendet worden sind. Der Querriegel der über 30 m breiten Frontseite erinnert an die märkischen Kirchen in Schönhausen/Elbe, Jerichow und vor allem Havelberg.



Betrachtet man aufmerksam den Sturzbalken über den drei Portalen, stellt man erstaunt fest, in welcher künstlerisch konzentrierter Form Heilsgeschichten des Alten und des Neuen Testaments dargestellt sind. Das Wappen Papst Pius' XII. schmückt das Mittelportal. Anlässlich ihres goldenen Jubiläums im Jahre 1950 wurde die Rosenkranzkirche durch Pius XII. zur „Basilica minor“ erhoben, d.h., sie war damit neben der St. Hedwigs-Kathedrale im damaligen Ostteil unserer Stadt die ranghöchste Kirche Berlins, in der der Bischof die Pontifikalfunktionen ausüben konnte.

Der nahezu quadratisch erscheinende Kirchenraum empfängt sein Licht nur von den 16 Fenstern der Kuppeln. Diese Fenster wurden im Krieg stark beschädigt, konnten jedoch von dem **Meisterbetrieb**, der die alten Entwurfszeichnungen noch besaß, ersetzt werden.

Auch die Kuppel mit einem Durchmesser von 14 m - in ihr sind die Aufnahme Mariens in den Himmel und ihre Krönung dargestellt - hatte unter dem Bombenhagel gelitten, und von den fünf bunten Glasfenstern der Apsis hatte nur eines den Krieg überstanden. Gerade dieses, den heiligen Bonifazius darstellend, wurde später bei einem Einbruchversuch völlig zertrümmert. Es konnte 1983 wieder eingesetzt werden, nachdem der Farbenentwurf von den Kevelaer Glaswerkstätten Derix wiederentdeckt worden war. Die übrigen Fenster, darunter das die Rosenkranzkönigin darstellende über der Altarmitte, zeigen leider nicht die ursprünglichen Bilder.

Die bereits erwähnten Wand- und Deckenmalereien wurden 1906 von dem Kunstmaler Professor Friedrich Stummel aus Kevelaer begonnen und nach seinem Tod im Jahre 1919 von Theodor Nüttges fortgesetzt. Die abschließende Ausmalung der Wände und Gewölbe im Eingangsbereich beendet 1930 Karl Wenzel, ein Schüler Stummels. Für die Malereien wurden Motive aus dem namensgebenden Rosenkranz ausgewählt. So erkennt man in der Kuppel der Apsis den heiligen Dominicus, der den Rosenkranz aus der Hand Marias erhält.

Den Höhepunkt der künstlerischen Ausstattung bildet der Hochaltar. Der romanisch nachgebildete Hochaltartisch aus Sandstein wird von vier Säulen getragen und nimmt den Tabernakel auf. Der in Kupfer niederschlag gefertigte Altaraufsatz zeigt im Mittelpunkt den thronenden Christus mit den Symbolen der vier Evangelisten, daneben im schmalen Feld die zwölf Apostel. Links vom Tabernakel ist die Einsetzung des Abendmahles und rechts die Hochzeit zu Kana dargestellt. Mittelalterlichen Bildern nachempfunden, tragen die Köpfe Gesichtszüge von Zeitgenossen. So erkennt man auf der Darstellung der Hochzeit zu Kana den Erzbischof von Breslau, Georg Kardinal Kopp, der die Kirche

geweiht hat, den damaligen Pfarrer Deitmer, den Kirchenarchitekten Hehl sowie wahrscheinlich auch den Schöpfer des Altars Haverkamp. Als Stifter sind auch Mitglieder des damaligen Kirchenvorstandes zu erkennen.

Das gewöhnlich verschlossene Mittelportal der Rosenkranz-Basilika ist mit wuchtigen Türflügeln aus Eichenholz versehen, die mit Kupferplatten verkleidet sind. Jeder Türflügel trägt einen Löwenkopf mit Zugring als Türknauf.

Im Jahre 1967 mussten an der nunmehr fast 70-jährigen Basilika umfangreiche Instandsetzungsarbeiten vorgenommen werden. Die Renovierung wurde eigentlich durch die dringend erforderliche Neubeschaffung einer Orgel ausgelöst. Damit zusammenhängende Untersuchungen hatten ergeben, dass die Sakristeitüren, die Orgel und deren Zugang, die Holztreppen zum Turm und sogar ein Teil der Bänke im Kirchenschiff vom Holzwurm befallen waren. Auch zwei große, durch Bombeneinschlag verursachte Löcher in der Kuppel waren nur provisorisch verschlossen worden. An den stark begangenen Stellen war der Fußboden schadhaft.

Am 6. November 1966 konnte nach der Renovierung im Rahmen einer Andacht auch die neue Orgel durch den Domprobst, Professor Dr. W. Haendly, eingeweiht werden. Die 42 Register umfassende Kirchenorgel wurde von dem Orgelbauunternehmen Gebr. Stockmann in Werl (Westfalen) geplant und ausgeführt.

Die Glocken des Gotteshauses, die sowohl während des 1. als auch des 2. Weltkrieges zum Einschmelzen entfernt worden waren, wurden im Jahre 1975 anlässlich des 75. Jubiläums erneuert.

Im Rahmen der 750-Jahr-Feier der Stadt Berlin wurde die Rosenkranz-Basilika mit einer Beleuchtungsanlage versehen, um sie als Baudenkmal besonders hervorzuheben. Am 11. November 1986 erstrahlte das Gotteshaus im Rahmen des Kirchweihfestes zum ersten Mal im neuen romantischen Licht.

Im Jahre 1928 wurden in der Deitmerstraße 5 der Pfarrsaal und der Jugendsaal eröffnet. Das Gemeindehaus mit vielfältigen sozialen Diensten und ein Wohnhaus für Angestellte waren bereits zuvor entstanden. Ein neues Gemeindehaus wurde 1969/70 und 1971 ein Seniorenwohnhaus errichtet. Beide befinden sich in der Deitmerstraße 5. Im Jahre 1978 kam noch eine Kindertagesstätte hinzu. Dieses großzügige Gemeindezentrum wird von der Gemeinde mit Leben erfüllt: von den Kindergruppen angefangen, über die Pfadfinder und Frauengemeinschaft, einem großen Kirchenchor, Familienkreisen bis zur Seniorenarbeit.



Im „Steglitzer Lokal-Anzeiger“ vom 7./8.10.1975 heißt es aus Anlass des 75-jährigen Bestehens der Rosenkranz-Basilika: „Haec portoa Domini ...! Möge es so sein und weiter so bleiben bis zum 100. Geburtstag ... Zum Wohle und zum Wohlbefinden aller Bürger von Steglitz, die bereit sind das Wort zu hören.“ Es ist so geblieben bis zum 100. Geburtstag.

Am 12. November dieses Jahres reichen die 1080 Plätze der Rosenkranz-Basilika nicht aus, um alle Menschen zu fassen, die das Wort hören wollten. Immerhin besitzt die Gemeinde nahezu 6000 Mitglieder. Dicht gedrängt sitzen und stehen die Menschen, als sich das schwere Mittelportal aus diesem besonderen Anlass öffnet, um Georg Kardinal Sterzinsky, empfangen von den Geistlichen in vollem Ornat, zum Pontifikalamt einzulassen. Vor 25 Jahren war das Mittelportal für Kardinal Dr. Bengsch, vor 50 Jahren für Konrad Kardinal Graf Preysing und vor 75 Jahren für den Berliner Weihbischof Deitmer geöffnet worden.

Pfarrer Karl-Heinz Hoefs begrüßt alle Gläubigen und Besucher des Festhochamts, unter ihnen Bezirksbürgermeister Herbert Weber und Vertreter der Nachbargemeinden aus Berlin und Brandenburg. Das Festhochamt wird musikalisch umrahmt durch ein Orchester und den Kirchenchor der Gemeinde, der zu diesem Anlass erweitert und durch Solisten verstärkt worden ist. Die Predigt von Kardinal Sterzinsky steht unter dem Motto „Der Geist der Wahrheit“.

Das Kirchweihjubiläum im Jahre 2000 findet an diesem Tage einen würdigen Abschluss mit einem Empfang im Pfarrsaal des Josef-Deitmer-Hauses im Anschluss an das Hochamt.

Oswalda Ludwig

*Allen unseren Mitgliedern  
wünschen wir  
ein gesundes neues Jahr!*

## Zweites Zeitzeugengespräch

mit dem ehemaligen polnischen KZ-Häftling Zdiszlaw Berdzinski,  
inhaftiert 1942 – 1945 im Außenlager Berlin-Lichterfelde,  
Wismarer Straße 26/36

Am 12. Oktober dieses Jahres konnte dank der tatkräftigen Unterstützung unseres Bezirksamtes wieder im Raum 117 im alten Lichterfelder Rathaus das zweite Zeitzeugengespräch, diesmal mit einem polnischen Gast, Herrn Berdzinski, Häftling Nr. 23704 des KZ-Außenlagers Berlin-Lichterfelde, stattfinden.



Unser Heimatverein Steglitz bezahlte die Fahrkarte von Warschau nach Berlin und zurück. Die Arbeiterwohlfahrt übernahm die Übernachtungs- und Frühstückskosten. Der Bezirksbürgermeister hatte sich bereit erklärt, die anderen Kosten zu übernehmen. Durch die Medien, auch das Stadtradio 88,8 und andere Bekanntmachungen gut vorbereitet, was man denn so gute Vorbereitung nennt, wenn der Gast so rasch wie möglich kommen möchte, hatte sich doch eine recht große Schar interessierter Steglitzer Bürger eingefunden, um diesmal den Bericht von Herrn Berdzinski und den eines Lichterfelder Zeitzeugen, Herrn Wegeleben, der das Lager mit wachen Augen von außen wahrgenommen hat, zu hören.

Erfreulich war, dass der Einladung von den drei in unserem Rathaus vertretenen Parteien, CDU, SPD, Bündnis 90 / Die Grünen doch wenigstens ein Mitglied der SPD-Fraktion der BVV-Steglitz an dieser Veranstaltung teilnahm.

Wie dem auch sei, die Anwesenheit von jungen Menschen gab dieser Veranstaltung das Gewicht.

Nach einführenden Worten über die Lagergeschichte erzählte Herr Berdzinski, wie er als 16-jähriger Junge durch Verrat eines Mitgliedes seiner Warschauer Widerstandsgruppe im Jahre 1940 von der Gestapo verhaftet, zuerst in das KZ Sachsenhausen und nach 2 ½-jähriger Inhaftierung von dort in das uns alle interessierende Lager Lichterfelde kam. In Sachsenhausen musste er als Jungendlicher im berüchtigten Schuhläuferkommando täglich mit passenden wie auch unpassenden Schuhen 40 km in einer Achterschleife mit ca. 150 Kameraden marschieren. Die Wehrmacht testete hier in Verbindung mit der deutschen Schuhindustrie die Trageeigenschaften von Schuhen. Dazu zählten Damen- und Herrenschuhe, Stadtschuhe wie Wanderstiefel, aber auch Knobelbecher. Dabei interessierte die SS-Leute nicht, ob die Schuhe den Häftlingen passten oder nicht. Diese „Schuhläuferstrecke“ kann noch heute im ehemaligen KZ Sachsenhausen besichtigt werden. Später kam Häftling Nr. 23704 in die Schuhfabrik im sogenannten Industriefhof des KZ Sachsenhausen. Hier hatte er eine größere Chance des Überlebens. Herr Berdzinski berichtete von den in nur vier Wochen mittels Genickschuss durch die SS umgebrachten 18 000 sowjetischen Soldaten. Viele Häftlinge wollten dieser Hölle entfliehen. Zur Verbesserung ihrer Überlebenschancen war oftmals schon das Wechseln in ein anderes Arbeitskommando oder gar in ein Außenlager wie Lichterfelde mit Hilfe von „guten Beziehungen“ eine Chance. So gelangte der KZ-Häftling Berdzinski in das Lichterfelder Lager.

In verschiedenen SS-Magazinen, so u.a. auf dem Güterbahnhof Eberswalder Straße an der Gleimstraße, in der Fennstraße im Bezirk Wedding und im ehemaligen Restaurant „Tivoli“ in Heiligensee musste er kistenweise Köstlichkeiten der damaligen Zeit, von Lkw's in die Magazinhallen und von dort in Güterwagen nach ganz Europa, von Kiew bis Paris, für die SS einladen. Bei nur noch 50 kg Körpergewicht Kisten von 95 kg zu heben, ist heute fast unvorstellbar.

Der Transport zu den einzelnen Arbeitsstellen erfolgte mit Lkw oder mit Sonderwagen der Straßenbahn. Bis nach Heiligensee, zum von der SS zweckentfremdeten Ausflugslokal „Tivoli“ dauerte die Fahrt für die Arbeitssklaven schier unendlich lange, das galt insbesondere für die Rückfahrt. Auch dort Kisten, einladen, ausladen. Dieses Kommando war eines derjenigen, die am spätesten in das Lager einrückten. Ihre Erholungsphase war deshalb immer kürzer als die anderer Kommandos. Aber die lange Lagerhaft hatte ihn auch zu einem Menschen gemacht, der besser wusste, wie man überlebt.

Der Hunger war ständiger Begleiter der Häftlinge. Die tägliche Brotration von anfänglich 350 Gramm wurde von der SS immer weiter gekürzt. Brot war für

das Überleben wichtig. Nun konnte Herr Berdzinski aber seinen Eltern nicht schreiben (alle 14 Tage konnte der Häftling, sofern er Portogeld hatte und deutsch auf vorgedrucktem Formular schrieb, einen Brief schicken und einen erhalten), dass er Brot benötige, weil er Hunger hat. Er schrieb also den Eltern: „Staczek schreibt mir, dass er Fräulein Roskowska heiraten soll, er liebe aber das Fräulein Rossa.“ Fräulein Rossa war die Tochter eines Bäckers in der Nachbarschaft der Eltern. Die Eltern verstanden den verschlüsselten Hinweis und schickten ihm von ihren kärglichen Zuteilungen aus dem besetzten Polen nun das lebenswichtige Brot. Der Krieg näherte sich dem Ende. Die Häftlinge wurden immer zuversichtlicher, die SS-Leute wurden immer unsicherer, was ihnen die Zukunft bringen würde. Die einen versuchten sich mit den Häftlingen gutzustellen, die anderen wurden immer brutaler.

Herr Wegleben berichtete, wie er sich als Junge auch im Umkreis des KZ in Lichterfelde aufgehalten hatte. Kontakte, die möglich gewesen seien, scheiterten zum einen an der Sprachbarriere und zum anderen daran, dass die SS, wenn die Kinder sich der auf der Straße marschierenden Kolonne näherten, sie unter Drohungen davonjagte.

Die Kampfhandlungen näherten sich auch Steglitz. Die Tage des Naziregimes waren gezählt. Vorher, in der Zeit vom 17. bis 21. April 1945, wurden die Häftlinge aber von der SS nach Oranienburg transportiert und mussten am berüchtigten Todesmarsch teilnehmen. Dieser kostete noch tausenden von Häftlingen, ehe sie durch die amerikanische oder die Rote Armee befreit wurden, das Leben. Vor dem Ausmarsch im KZ Sachsenhausen oder anderen Sammelpunkten wurden die Häftlingskolonnen formiert. Jede Kolonne bestand aus 500 Häftlingen mit dazugehöriger SS-Bewachung. Jedem Häftling wurde, so erzählte Herr Berdzinski, ein kleines Brot zugeteilt, dazu ein Stückchen Margarine. Er ahnte, dass dies vorläufig das letzte Essen sei, und versuchte sich die Ration einzuteilen. Andere Kameraden hingegen aßen ihr Brot sofort auf in der Annahme, am nächsten Tag würde es wieder Brot geben. Dies geschah aber nicht und so konnten viele Häftlinge das von der SS bestimmte Marschtempo wegen Entkräftung nicht durchhalten, verlangsamten das Tempo und wurden von den SS-Leuten mit einem Schuss in den Hinterkopf getötet. Dieser Elendszug ist durch viele Ortschaften getrieben worden. Die Menschen haben hier und da versucht zu helfen, scheiterten aber oft an der drohenden Haltung der SS. So gelangten sie in den Wald von Below in der Nähe von Wittstock (heute befindet sich dort ein Museum. Besuchszeiten: Dienstag bis Sonntag von 9 - 16 Uhr, Telefon: 039 925 / 24 78). Hier mussten die Häftlinge unter freiem Himmel tagelang kampieren. Hunderte starben an Entkräftung. Herrn Berdzinski gelang im allgemeinen Durcheinander die Flucht. Mit drei geflohenen englischen Kriegsge-



*Wolfgang Holtz überreicht dem Ehepaar Berdzinski einen Zuschuss für die Fahrtkosten.*

fangenen zogen sie Richtung Westen, und wenig später war er schon in Westfalen. Hier betreute er in einem ehemaligen Lager befreite polnische Zwangsarbeiter als sogenannte Displaced Persons (DP). Nach einem Jahr verließ er Deutschland und begann in Schneidemühl, das nun zu Polen gehörte, zu arbeiten. Warschau, seine Heimatstadt, war zu dieser Zeit von den Deutschen total zerstört. Später übersiedelte er doch wieder nach Warschau und war 42 Jahre bei der polnischen Eisenbahn tätig.

Das leer stehende Lager wurde etwa ab 24. April 1945 von der Roten Armee besetzt. Nach Einzug der US-Army in den Bezirk Steglitz im Juli des gleichen Jahres wurde daraus ein Kriegsgefangenenlager der Amerikaner. Die gefangenen deutschen Soldaten mussten für die US-Army arbeiten und bekamen eine für damalige deutsche Verhältnisse gute Verpflegung. Von dieser konnten sie ihren Angehörigen noch Pakete schicken. Die Botengänge in die Post übernahm unter anderem Herr Wegeleben. So bekam er auch etwas von der üppigen Verpflegung ab und einen Einblick in das Prisoner of War-Camp, das aber Ende 1946 aufgelöst wurde. Nun wurden die verwaisten Baracken einer friedlicheren Bestimmung zugeführt. Jugendliche, Waisenkinder, allesamt Opfer des Krieges wurden hier untergebracht und man versuchte sie wieder in ein normales Le-

ben zu integrieren. Etwa bis 1950 muss dieser Jugendhof dort existiert haben. Mit der Errichtung des "Jugendhofes Schlachtensee" wurden die Jugendlichen vermutlich dorthin überführt. Die Baracken wurden dann abgerissen und ein Senatsreservelager mit Baustoffen errichtet.

Die Teilnehmer erörterten dann die Frage einer baldigen Entschädigung der noch lebenden Opfer. Hier gingen die Meinungen erwartungsgemäß doch etwas auseinander. Nicht ob Zahlungen zu leisten seien, war der Dissens, sondern ob private, schnelle Hilfe nicht doch wünschenswert sei. Die eine Gruppe der Teilnehmer meinte, dies sei nur eine Ermunterung für die Wirtschaft, die längst überfälligen Zahlungen noch weiter zu verzögern. Die anderen Teilnehmer vertraten den Standpunkt, dass unbeschadet der Verpflichtung von Wirtschaft und Politik Hilfe auch im kleinen Stil ein Zeichen zwischen den Menschen setzen würde. Die jungen Teilnehmer dieser Veranstaltung waren an bestimmten Erlebnissen von Herrn Berdzinski interessiert. Den würdigen Abschluss dieser Veranstaltung bildete die Frage einer jungen Zuhörerinnen, was denn Herr Berdzinski der jungen Generation sagen könnte. Er appellierte an alle Menschen, nicht das Trennende wie Nation, Glaubensbekenntnis oder politische Ansichten in den Vordergrund zu stellen, sondern völkerverbindend zu denken und Menschenverachtung, wie sie sich auch in Lichterfelde manifestiert habe, nie wieder zuzulassen.

Zu guter Letzt möchte ich nicht versäumen, allen zu danken, die durch ihre Geldspenden zum Gelingen des Besuches von Herrn Berdzinski beigetragen haben, auch denjenigen, die mich mit Informationen oder ermunterndem Zuspruch bedacht haben. Die eingegangenen Spenden, die bisher nicht durch die Besuche verbraucht sind, dienen der Vorbereitung des Besuches aller noch lebenden Häftlinge dieses Lagers zum 8. Mai 2001. Mittlerweile habe ich bereits 11 ehemalige Häftlinge in Polen, der Ukraine, Holland und Deutschland ermitteln können.

Die evangelische Johannes-Kirchengemeinde in Lichterfelde hat im Gefolge des Besuches von Herrn Berdzinski eine Kollektensammlung für polnische Häftlinge dieses Lagers veranstaltet. Der Erlös wird Herrn Berdzinski übergeben. Weitere Hilfe wurde in Aussicht gestellt. Ich kann versichern, dass das Hilfsangebot bei dem Vorsitzenden der Warschauer Häftlingsorganisation große Freude und Genugtuung ausgelöst hat. Allein damit ist diese Veranstaltung mit unserem polnischen Gast ein wertvoller Beitrag zu guter Nachbarschaft geworden. Was die deutsche Industrie nicht fertig bringt, schafft eine Kirchengemeinde in Steglitz ! Nochmals allen vielen herzlichen Dank.

Klaus Leutner



## Übergabe der „Säule der Gefangenen“ durch die Wohnbau GmbH Bonn an das Bezirksamt Steglitz



Bereits 1984 wurde in der BVV einstimmig der Beschluss gefasst, an das ehemalige KZ-Außenlager in der Wismarer Straße mittels einer Gedenktafel zu erinnern. Eine unmittelbar danach angebrachte Tafel war schon nach kürzester Zeit zerstört. Täter? Darüber wurde wohl nichts bekannt. **Für die jahrelange Realisierungsuntätigkeit des eigenen BVV-Beschlusses in Steglitz wurde angegeben**, dass die Nutzung dieses Geländes nie ganz klar war. Zuerst war an die Errichtung einer Kleingartenkolonie gedacht. Mit der Einheit unseres Landes ergab sich aber die Frage der Wohnraumbeschaffung für Bundesbedienstete. Die Wohnbau GmbH Bonn erhielt die Genehmigung zur Errichtung einer Wohnsiedlung in der Wismarer Straße. Dass sie ihre Zusage zur Errichtung eines Mahnmales weit über das Übliche eingehalten hat, ist ihr hoch anzurechnen. Für dieses ehemalige KZ-Lager einen würdigen Gedenkstein zu schaffen, wurde der bekannte Künstler Günther Oellers aus Linz am Rhein von der Wohnbau GmbH Bonn beauftragt. Dies ist ihm wohl unbestritten in hervorragender Art und Weise gelungen. Die naturbelassene Basaltsäule aus der Eifel endet in

der Höhe mit schemenhaft angedeuteten Köpfen, Zeichen der Entwürdigung als Mensch. Die Säule wird unterhalb der Köpfe von zwei Ketten umschlungen, Zeichen der Gefangenschaft und Unfreiheit.

Am 31.10.2000 um 11 Uhr war es soweit. Viele eingeladene Gäste, aber auch viele Steglitzer Einwohner, der Vorsitzende der Sachsenhausener Häftlingsorganisation und ein ehemaliger Häftling aus Sachsenhausen, stellvertretend für die nicht eingeladenen ausländischen Häftlinge, hatten sich eingefunden, um an das Lager und seine Geschichte zu erinnern. Nach den Reden von Herrn Claus, Geschäftsführer der Wohnbau GmbH Bonn, und Bezirksstadtrat Kopp, Rezitaten von Gedichten von Rose Ausländer klang dieser feierliche Akt der Übergabe aus. Viele Steglitzer Bürger legten im Anschluss an die Feierstunde Blumengebinde, zum Teil sogar mit Schleife, an der Säule nieder. Was den Berichterstatter besonders beeindruckt hat, ist die Tatsache, dass dieses Denkzeichen weder beschmiert noch die Blumen weggeworfen wurden. Vier Wochen nach der Übergabe waren die Blumen noch immer unversehrt, und viele Spaziergänger, die an der Säule vorbeikamen, blieben stehen! Die Kranzschleifen befinden sich jetzt nach der Beräumung der Anlage im Heimatmuseum, um Teil der geplanten Ausstellung zum 8. Mai 2001 zu werden.

Klaus Leutner



## Von der Hauptkadettenanstalt zum Bundesarchiv

Das preußische Kadettenkorps "Corps de Cadet" wurde am 1.9.1717 von Friedrich Wilhelm I gestiftet. Aber erst 1776 wurde der Grundstein für eine Kadettenanstalt in der heutigen Berliner Littenstraße gelegt. 1779 war der Bau fertig. Im Laufe der Jahre erwies sich die Anlage aber als zu klein, eine räumliche Ausdehnung war in der mittlerweile dicht bebauten Nachbarschaft nicht möglich. So suchte man nach einem neuen Bauplatz.

Dies brachte J.A.W.v. Carstenn auf eine Idee. Nach der Gründung seiner Villenkolonie in Lichterfelde wollte er die stagnierende Entwicklung seiner Kolonie durch die Verlagerung der Hauptkadettenanstalt nach Lichterfelde beschleunigen. Die Freundschaft Carstenns mit dem damaligen Kriegsminister v. Roon förderte das Vorhaben. Im Juni 1869 besichtigte König Wilhelm I. das Gelände. Obwohl noch ein anderes Gelände in Charlottenburg zur Diskussion stand, fiel die Wahl am 2.2.1871 auf Lichterfelde, nachdem Carstenn sich bereit erklärt hatte, die 93 Morgen Land im Wert von etwa einer Million Taler der Militärverwaltung zum Bau der Hauptkadettenanstalt zu schenken. Im Schenkungsvertrag vom 23.10.1871 mußte sich Carstenn verpflichten für einen entsprechenden Verkehrsanschluss zu sorgen. So entstand 1881 die erste elektrische Straßenbahn der Welt von der Firma Siemens und Halske. Sie verband die Militäranlage mit dem Bahnhof Lichterfelde-Ost. Ausserdem mußte Carstenn bis zur Fertigstellung der Straßenbahn Buslinien einrichten, Wasser- und Gasleitungen legen und Straßen pflastern lassen und anderes mehr – alles auf seine Kosten.

Der Name „**Haupt**kadettenanstalt“ erklärt sich daraus, dass es in verschiedenen Standorten in Deutschland acht Voranstalten gab. Die Hauptanstalt sollte nun in Lichterfelde entstehen, zu der der Grundstein am 1.9.1873 im Rahmen einer etwa einstündigen Feier in Anwesenheit des Kaisers gelegt wurde. Das manchmal genannte Datum „2.9.1873“ ist falsch! (Der genaue Programmablauf ist im Militärwochenblatt Nr. 74 von 1873 auf S. 670 nachzulesen.)

Carstenn wurde im Rahmen der Grundsteinlegung zwar vom Kaiser geadelt, hatte sich aber auch finanziell völlig verausgabt. Die weiter stagnierende Entwicklung der Baukonjunktion und damit auch seiner Kolonie ruinierten ihn schließlich völlig.

Die Bauarbeiten dauerten mehrere Jahre und konnten erst 1878 völlig abgeschlossen werden. Vorläufig, weil in den folgenden Jahrzehnten an dem Komplex immer wieder gebaut worden ist. Der Umzug der Kadetten erfolgte im August 1878.

Die Anlage war nach Plänen von Fleischinger und Voigtel in rötlichem Backstein errichtet worden. Der Haupteingang – nach Süden projektiert – entwi-

ckelte sich später an der Finckensteinallee im Norden, weil dort später die Straßenbahn hielt. Das Direktionsgebäude (Hauptgebäude) enthielt neben Dienstwohnungen der Oberbeamten und Hauptlehrer auch zwei Kirchen. Die katholische Kapelle lag über dem evangelischen Kirchenschiff, das mit Empore 800 – 900 Gottesdienstteilnehmern Platz bot. Durch weitere Kuppelaufbauten ergab sich die Form des „Kadettendoms“, die vom Erzengel Micheal mit erhobenem Schwert gekrönt wurde. Der Turm war jahrzehntelang ein Wahrzeichen von Lichterfelde. Die Figur wurde möglicherweise von den Nationalsozialisten eingeschmolzen. Mit dem so gewonnenen Geld soll die Schwimmhalle (s.u.) gebaut worden sein. An dieser Stelle muß die immer wieder gern erzählte Geschichte berichtet werden, nach der ein oder mehrere Kadetten der Erzengelfigur auf der Kuppel des Hauptgebäudes in einer Nacht des Jahres 1911 einmal ein Nachthemd übergestülpt oder die Figur mit Bettlaken eingehüllt haben sollen. Nach unterschiedlichen Berichten habe der Kaiser den Schuldigen dafür mit drei Tagen Arrest bestraft und ihn anschließend zum Kadetten-Unteroffizier befördert. Anderen Berichten zufolge wurden der oder die Täter nie ermittelt.

Unterrichts- und Wohngebäude bildeten einen Innenraum, auf dem sich Exerzier-, Spiel- und Paradeplatz befanden. Weitere Gebäude wie Speisesaal, Pferdestall, Turnhalle, Lazarett usw. vervollständigten die Anlage. Die Baukosten betrugen 9.115.000 Mark. An der Breitseite der Kadettenanstalt nach Süden (Goerzallee) war ein Exerzierplatz, der später vom US-Militär als Sportplatz mit Hindernisstrecke genutzt wurde.

Zur Kadettenanstalt gehörten auch Schießstände und eine Schwimmanstalt am Teltower See, der später im Teltowkanal aufging (etwa gegenüber von Seehof).

In der Hauptkadettenanstalt wurden annähernd eintausend Kadetten ausgebildet, die die Vorkorps durchlaufen hatten, in die man im Alter von zehn Jahren eintrat. Die Fächer waren Geschichte, Geographie, Mathematik, Englisch, Französisch, Deutsch und Latein am Vormittag. Nachmittags standen Sport und militärische Übungen auf dem Stundenplan. Lehrer waren meist Offiziere und Professoren. So waren im Jahre 1911 beispielsweise 72 Offiziere und militärische Erzieher, 41 zivile Professoren und Lehrer tätig. Darüber hinaus gab es drei Geistliche und drei Ärzte. Die Kadetten selbst rekrutierten sich hauptsächlich aus Adels- oder Offiziersfamilien. Viele Absolventen übernahmen später hohe Positionen in Staat und Militär. Als Beispiel seien hier Manfred Frhr. v. Richthofen genannt, ein berühmter Jagdflieger des 1. Weltkrieges, der von 1909 bis 1911 Kadett in Lichterfelde war. Ein anderer berühmter Absolvent war Generalfeld-

marschall Erwin v. Witzleben. Er war 1896 Kadett in Lichterfelde. Als einer der Beteiligten am Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944 wurde er vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt und in Plötzensee gehängt.

Nach Bestimmungen des Versailler Vertrages (Artikel 176) mußte die Kadettenanstalt nach dem 1. Weltkrieg aufgelöst werden. Am 9. März 1920, dem Todestag des 1888 verstorbenen Kaisers, fand in der Kadettenanstalt eine große Abschiedsparade unter Teilnahme zahlreicher ehemaliger Absolventen und Militärs statt, unter ihnen Ludendorff, Heerführer im 1. Weltkrieg. Die Gebäude wurden seit dem 5.5.1920 von der Staatlichen Bildungsanstalt, der Hans-Richter-Oberschule genutzt, die aus den Kadetten zivile Gymnasiasten machte. Eine andere Quelle berichtet, das Gelände sei auch vom Wilhelm-Gymnasium und der Polizei-Fahrbereitschaft genutzt worden. 1933 zogen die SA und die SS auf das Gelände. Außerdem wurde die „Leibstandarte Adolf Hitler“ in der Kadettenanstalt untergebracht.

Im Jahre 1937/38 wurde eine noch heute genutzte Schwimmhalle gebaut. Sie war seinerzeit das größte Hallenbad Europas und gewann den ersten Preis bei der Wassersportausstellung in Lüttich. 1938-40 entstanden außerdem ein neues Wirtschaftsgebäude, eine Geschützhalle, zwei Torgebäude, eine große Kfz-Halle samt Werkhalle und Tankstelle, sowie eine Halle am Sportfeld. Im Juli 1945 übernahmen die Amerikaner u.a. Lichterfelde von den Sowjets und damit auch die Kadettenanstalt, die nun Andrew-Barracks hieß. Am 17.10.1945 wurde das Haupthaus in „Steubenhaus“ umbenannt.

Im Jahre 1953 baute das US-Militär auf dem Gelände eine Kirche mit 350 Plätzen für 450.000 DM. Der im Krieg stark zerstörte „Kadettendom“ mit den beiden Kirchen wurde im gleichen Jahr gesprengt. Ferner wurde u.a. 1957 der Westflügel des zerstörten Nordost-Mannschaftsgebäudes abweichend von der alten Gestaltung und dem alten Grundriß wieder aufgebaut. Bis Mitte der 60er Jahre wurden 6,5 Millionen DM in den Neubau zweier Mannschaftshäuser für 900 bzw. 600 Mann und in den Abruch zerstörter oder beschädigter Altbausubstanz investiert. Siebzehn Gebäude waren schon bis 1937 abgebrochen oder später durch Kriegseinwirkungen zerstört worden. Daher sind die meisten Gebäude heute jüngerer Datums. Nur der nordöstliche Kasernenflügel an der Theklastraße stammt noch aus der Anfangszeit.

In den Andrew-Barracks waren zu alliierten Zeiten die Stabskompanie, Pioniere, die Nachrichten- und Versorgungskompanie, die 287. Militärpolizei und die 298. Army-Band untergebracht. Seit 1974 wurde sogar eine Bodenstation für Satellitenkommunikation betrieben.



Nach dem Abzug der Alliierten 1994 ging das Gelände der ehemaligen Kadettenanstalt wieder in deutschen Besitz über. Seit September 1995 war eine Projektgruppe damit beschäftigt, dort das Bundesarchiv einzurichten, das inzwischen vollständig dorthin umgezogen ist. 1952 in Koblenz gegründet, wurde nun ein zweiter wichtiger Standort in Lichterfelde eingerichtet. Bis dahin waren Berliner Zweigstellen u.a. in der Rusche-, Dönhoffs-, Tor- und Mauerstraße. Auf einer Fläche von 33.000 Quadratmetern wurde die Berliner Zweigstelle in neun Gebäuden zentralisiert.

Die Mitglieder der Projektgruppe konnten sich bei ihrem Einzug über ungewöhnlichen „Komfort“ freuen: Da sie die früheren Schlafräume der Soldaten bezogen, verfügte jedes Büro über Dusche und WC. Nach diversen Umbauten kann nun jeder Interessierte die Bibliothek mit 1.400.000 Bänden nutzen oder unter Angabe von Thema und Zweck der Nachforschung entsprechend Akten einsehen.

Christian Simon

#### Wichtigste Quellen:

- Bauten der Amerikaner in Berlin. Neue Bauwelt 1951, H.26, S.414-417
- Berlin und seine Bauten. Teil III. Bauwerke für Regulierung und Verwaltung, Berlin 1966, S. 110
- Berlin. Kampf um Freiheit und Selbstverwaltung. 1945-1946. Berlin 1961, S.110
- Berlin zivil. Zur Erfassung und Umwandlung militärischer Einrichtungen im West- und Ostteil Berlins. Hrsg.: Die Grünen / Alternative Liste, Berlin 1990, S. 52
- dpa: Bundesarchiv zieht nach Berlin Zehlendorf. In: Der Tagesspiegel vom 11.9.1995
- Im September noch einmal korrigierte Geschichte der Kadettenanstalt. In Steglitzer Lokalanzeiger vom 17./18.7.1987
- Lamprecht, Meike: Vom Schlafräum zum Außenlager. In: Lokalanzeiger Steglitz/Lichterfelde vom 29.3.1995
- Lichterfelder Bilderbogen. In: Steglitzer Lokalanzeiger vom 14./15.8.1987



- Lichterfelder Bilderbogen: Die Kadetten hatten den Erzengel Michael in Bettlaken eingehüllt. In: Steglitzer Lokalanzeiger vom 10./11.7.1987
- Lux, Walther: Eine lange Geschichte der Haupt-Kadetten-Anstalt in Lichterfelde. In: Steglitzer Lokalanzeiger, Serie: 9./10.10.; 16./17.10.; 23./24.10.1987
- ds.: Vor 67 Jahren war Schlussappell in der Hauptkadettenanstalt an der Finckensteinallee. In: Steglitzer Lokalanzeiger vom 6./7.3.1987
- Noll, Ingeborg: Hans-Richert-Oberschule. Staatliche Bildungsanstalt. In: Der Lichterfelder vom Dezember 1981, Nr.32, S.9
- Reinicke, Wilfried C.: Die roten Mauern von Lichterfelde. 100Jahre Hauptkadettenanstalt. In: Steglitzer Heimat, 1978/2, S. 10-12
- ds.: 100 Jahre Groß-Lichterfelde. In: Steglitzer Heimat, 1978/2, S. 7-9
- Sandvoß, Hans-Rainer: Widerstand in Steglitz und Zehlendorf. Heft 2 der Schriftenreihe über den Widerstand in Berlin von 1933 bis 1945. Hrsg.: Gedenkstätte deutscher Widerstand/ Stauffenbergbergstraße. Berlin 1986, S. 98 f.
- Schott, Albrecht: Erziehungsgrundsätze im Kadettenkorps. In: Steglitzer Heimat, 1980/2, S.6-10
- The story of Berlin Brigade. U.S. Army Berlin Pamphlet 870-2. Military History Branch G 3 Division. Headquarters U.S. Command, Berlin and U.S. Army Berlin, Third Printing (Revised), 1981.
- Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes Westberlin: Steglitz. Naziterror und Widerstand. Berlin 1985, S36
- Wetzlaugk, Udo: Die Alliierten in Berlin. Berlin 1988, S.126
- Wille, Klaus-Dieter: Spaziergänge in Steglitz. Berlin 1989. S.92
- Winter, Ursula: Leserbrief. In: Steglitzer Lokalanzeiger vom 17./18.7.1987
- Woche, Klaus-Rainer: Von Kadetten, Kanonieren und Kasernen. In: Steglitzer Heimat, 1988/2, S.14
- Zippel, Martin: Untersuchung zur Militärgeschichte der Reichshauptstadt Berlin von 1871-1945. (Diss.). Berlin 1981

## Das Preußenjahr 2001

Friedrich III., Kurfürst von Brandenburg, setzt sich am 18. Januar 1701 in Königsberg mit viel Pomp die Krone selbst aufs Haupt und nennt sich von nun an Friedrich I., „König in Preußen“, denn Westpreußen gehörte noch zu Polen, und so blieb ihm der Titel „König von Preußen“ versagt.

Hiervon soll nicht weiter berichtet werden, denn über das Ereignis vor 300 Jahren werden noch viele schreiben. Wenden wir uns einer anderen Geschichte zu, der großen „Niederlage“ des Großen Königs.

Auf der Reise von Halberstadt nach Goslar 1773 musste Friedrich II. durch Ströbeck. Vom Ruhme der Ströbecker Schachspieler hatte der König so viel gehört, dass er durch einen Kurier den Dorfschulzen auffordern ließ, mit ihm zu spielen. Als bei der Begrüßung der Schulze seine Ansprache in niederdeutscher Mundart vortragen wollte, unterbrach ihn der König mit den Worten. „Spiel Er lieber Schach mit mir.“

Vor dem Dorfkrug wurde der Schachtisch aufgebaut, und der Schulze wickelte seine Figuren aus einem riesigen Taschentuch aus und stellte sie auf. Schon nach 30 Minuten setzte der König den Dorfschulzen matt: „Ich denke, Er kann spielen?“

„Zu Befehl, Majestät“, sagte der Schulze und baute die Figuren wieder auf, während der König eine Prise nahm. Die Ströbecker riefen „Wohl bekommst“, und es dauerte nicht lange, dann hatte der König wieder gewonnen. Er nannte den Dorfschulzen einen Esel, der gar nicht spielen könne. „Majestät, das muss so sein mit den zwei Spielen. Das erste musste ich verlieren, weil Sie mein König sind, und das zweite, weil Sie mein Gast sind. Aber nun brauche ich kein Pardon mehr nehmen, nun können wir anfangen zu spielen. „

Während der Bauer die Figuren aufbaute, nahm der König die dritte Prise, und die Ströbecker riefen wieder „Wohl bekommst“. Kaum aber waren vier Minuten vergangen, da saß der König bereits so in der Klemme, dass er weder vorwärts noch rückwärts konnte, obwohl er erst einen Bauern verloren hatte. Der Dorfschulze stand auf, nahm Haltung an und meldete: „Majestät, Schach matt!“

Ich hoffe, diese kleine Anekdote hat auch Sie zum Schmunzeln gebracht.

Dietrich Seidlitz

## Ernst von Stubenrauch (1853 – 1909)

### Seine Bedeutung für den Kreis Teltow und Berlin



Ernst von Stubenrauch, Landrat des Kreises Teltow von 1885 bis 1908, wurde in den unmittelbaren Jahrzehnten nach seinem Tode eine enorme Bedeutung zugemessen. Sein Wirken als Landrat sollte für die Menschen im Kreis Teltow unvergesslich bleiben. Der Steglitzer Anzeiger schreibt am 1.9.1939 über Stubenrauch: „Sein Andenken aber lebt in seinen Werken fort.“ Damals hätte man nie gedacht, dass eine Person, die so viel für den Kreis geleistet hat, so in Vergessenheit gerät, wie es heute der Fall ist. „Irgendein Landrat“, häufiger aber noch „dieser Kanalbauer“ sind meist das einzige, was man auf eine Frage nach Ernst von Stubenrauch von der Bevölkerung zu hören bekommt.

Schon 1961 stellt Willy Hoppe in Bezug auf Stubenrauch fest: „Auch die Männer des öffentlichen Lebens – wie schnell sind sie vergessen.“ (Willy Hoppe: Ernst von Stubenrauch. Ein preußischer Landrat aus der Zeit Wilhelms II. Berlin 1961) Er sollte Recht behalten. Gab es zum 50. Todestag von Stubenrauch noch wenige Beiträge in einigen Lokalzeitungen, so erschien zu seinem 90. Todestag am 4. September 1999 nicht ein einziger Artikel. Lediglich dem 90. Jahrestag der Teltowkanaleinweihung am 2. Juni 1996 mit kurzer Erwähnung Stubenrauchs wurde in den Lokalzeitungen Platz eingeräumt.

Stubenrauch besuchte das Friedrich-Werdersche Gymnasium in Berlin, wo er 1870 das Abitur ablegte. Eigentlich wollte er in Heidelberg ein Jurastudium aufnehmen, doch mit Beginn des Deutsch-Französischen Krieges (1870/71) meldete sich Stubenrauch am 19. Juli 1870 als Kriegsfreiwilliger und nahm u.a. an der Belagerung von Paris teil. Damit schlug er eine militärische Laufbahn ein, die ihn sein ganzes Leben lang begleiten sollte. Sein Studium setzte er nach dem Krieg in Gießen und Berlin fort, wo er 1875 das Referendarexamen bestand. Er war noch in verschiedenen Amts- und Kammergerichten tätig, bevor er 1879 die juristische Staatsprüfung ablegte und Hilfsrichter in Berlin wurde. Schon 1880 wurde Stubenrauch zum Regierungsassessor nach Potsdam berufen. Dieses Amt und sein Ansehen, welches er durch seine militärische Aktivität seit Jahren bekommen hatte, ermöglichten ihm den Zugang zu den obersten sozialen Schichten des damaligen Preußen. Er hatte auch großen Einfluss auf

die Potsdamer Gesellschaft, insbesondere auf das Offizierskorps. So wurde er 1883 Verwalter der Potsdamer Polizeidirektion.

1885 wurde Stubenrauch kommissarisch mit dem Amt des Landrates des Kreises Teltow betraut, was bei vielen einflussreichen Personen im Landkreis auf starken Widerspruch stieß. Dennoch ernannte ihn Kaiser Wilhelm I. am 18.10.1885 auf Schloss Babelsberg zum Landrat. Damit war er im Alter von nur 35 Jahren (!) der zweite bürgerliche Landrat im Kreis Teltow.

Die ersten acht Jahre seiner Tätigkeit als Landrat widmete Stubenrauch dem Ausbau des Kreisstraßennetzes. Man begann oft unverzüglich mit dem Bau, bevor überhaupt Kataster- und Grundbucheintragungen vorgenommen wurden. Am Ende seiner Amtszeit war das Straßennetz um 284 km gewachsen, und der Ausbau der „berühmt gute(n) Chausseen“ konnte laut Hoppe „als nahezu abgeschlossen gelten“. Unter der Regie Stubenrauchs konnte auch 1891 das neue Kreishaus in der Berliner Viktoriastraße 18 eingeweiht werden. Der 1,5 Mio. Mark teure Bau wurde allerdings 1939 abgerissen. 1883 gab das Deutsche Reich das von Bismarck initiierte Gesetz zur geregelten Krankenversicherung heraus. Nun hatte jeder Bürger das Recht auf medizinische Versorgung. Da die Berliner Anstalten ohnehin schon überfüllt waren, wurde es notwendig, auch im Kreis Teltow genügend Krankenhäuser aufzubauen, um die Versorgung zu gewährleisten. Bereits 1894 übernahm der Landkreis das städtische Krankenhaus in Trebbin. Das erste Kreiskrankenhaus konnte 1896 mit 50 Betten in Britz eröffnet werden. Ihm folgten im gleichen Jahr die Neubauten in Zossen und ein Jahr später in König Wusterhausen. Das Krankenhaus in Groß-Lichterfelde, welches seit 1913 den Namen „Stubenrauch-Krankenhaus“ trug, wurde im Jahr 1900 eröffnet. Als Landrat leitete Stubenrauch außerdem die Übernahme und den Ausbau des Babelsberger Oberlinhauses und die Schaffung des Paul-Gerhardt-Krankenhauses in Mittenwalde ein. Das für die Ausbildung von evangelischen Krankenpflegerinnen benötigte Mutterhaus in Groß-Lichterfelde konnte 1905 auf Kosten des Landkreises in Betrieb genommen werden.“

Eine von Stubenrauch initiierte baupolizeiliche Verordnung von 1891 „... lenkte die bauliche Entwicklung der Vororte in gesunde Bahnen.“ Trotz Widerstands Stubenrauchs wurde sie leider bald wieder abgesetzt, ihre Ideen fanden aber erneut Niederschlag in Bestimmungen des Potsdamer Regierungspräsidenten.

Eine weitere wichtige Leistung Stubenrauchs ist auch auf dem Gebiet der Wasser- und Müllentsorgung zu verzeichnen. Bei der ersten Maßnahme zur Abwasserentsorgung handelt es sich um die Kanalisierung des damals stark kontaminierten „Schwarzen Grabens“, der vom Wilmersdorfer See über Wilmersdorf, Schöneberg, Charlottenburg verlief und oberhalb der Schlossbrücke in die Spree mündete. Damit war einem der größten Infektionsherde für Krankheiten das Handwerk gelegt. Um 1890 beendete Stubenrauch den für den Landkreis ne-

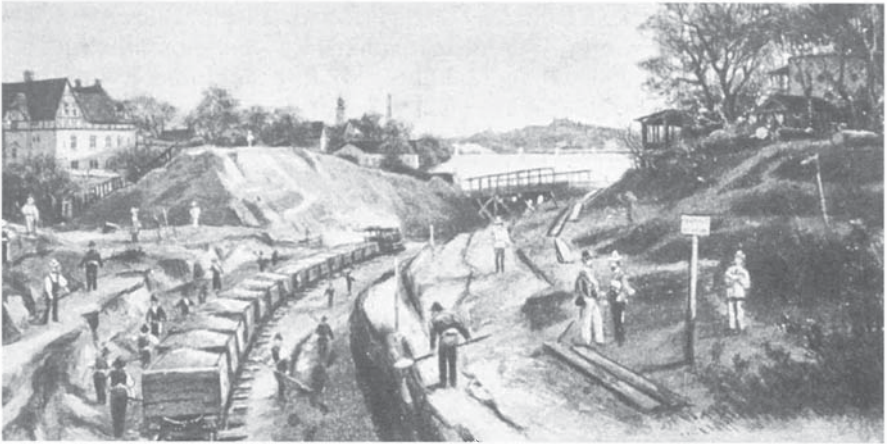
gativen Zustand, dass ein Teil des Mülls der Großstadt auf dem Gebiet des Kreises Teltow abgelagert wurde. Außerdem konnten die Meliorationsarbeiten entlang der Nuthe abgeschlossen und die Flussverläufe von Nuthe, Dahme und Bäke reguliert werden. Durch die reichen Vororte (wie z.B. Wilmersdorf) ging es dem Landkreis Teltow finanziell sehr gut. Deshalb war der Landkreis in der Lage, die Straßenbahnlinien in Groß-Lichterfelde für eine Summe von fast 1,5 Mio. Mark 1906 zu kaufen. Auch die Elektrifizierung der berühmten „Lahmen Ente“ vom Bahnhof Groß-Lichterfelde Ost über Seehof und Teltow nach Stahnsdorf konnten im gleichen Jahr für 1,25 Mio. Mark vorgenommen werden. Durch Aktienkauf beteiligte sich der Kreis an den Kleinbahnen von Königs Wusterhausen nach Töpchin sowie von Rixdorf nach Mittenwalde. Öffentliche Einrichtungen, wie das erste Familienbad auf dem Gebiet des heutigen Strandbads Wannsee 1904, sind auf die Initiative Stubenrauchs zurückzuführen. Er war es, der eine Lockerung der Verordnungen über das Verbot, in Kreisgewässern zu baden, bewirkte.

Als Maßnahmen im Bereich der Bildung sind die Errichtung von Fortbildungsschulen und einer Polizeischule zur methodischen Ausbildung der Polizeibeamten im Jahre 1905, der Ausbau des Volksschulwesens und die Einrichtung von Schulgärten zu nennen.

Schon 1897 wurde der Kaiser-Wilhelm-Turm hoch über dem Grunewald in Havelnähe als Ausdruck der Staatstreue Stubenrauchs und damit der des gesamten Landkreises erbaut.

Während seiner Amtszeit wurde das Benutzungsentgelt für Chausseen 1907 abgeschafft, Maßnahmen zur Förderung der Landwirtschaft ergriffen, die Zahl der Landratsbeamten erhöht sowie erste Beamtenversicherungen eingeführt. Außerdem konnte der Landkreis Teltow bereits 1887 eine erste Kreisstatistik mit einem Umfang von 500 Seiten aufweisen.

Stubenrauchs größte Leistung als Landrat dürfte jedoch der Bau des Teltowkanals von 1900 bis 1906 sein. Er wurde allein aus Kreismitteln in Höhe von 50 Mio. Mark finanziert. Wären jedoch Wilmersdorf, Tempelhof, Köpenick und alle Orte südlich davon, die 1920 zu Groß-Berlin eingemeindet wurden, bereits 1900 (wie Schöneberg und Rixdorf) aus dem Kreisverband getreten, hätte der Kreis niemals die Finanzkraft gehabt, um dieses millionenschwere Projekt zu finanzieren. Seltsamerweise hielten sich sowohl der preußische Staat als auch das Deutsche Reich völlig aus der Finanzierung heraus. Der Bau des Kanals brachte den Aufschwung: Industrie siedelte sich entlang seiner Ufer an, von der besonders die Stadt Teltow profitierte und zur Industriestadt aufsteigen konnte. An „seinem“ Teltow hing er mit innigster Liebe. Stubenrauchs Leistungen wurden auf vielfache Weise geehrt. Er war Ehrenbürger der Städte Mittenwalde, Teltow, Trebbin und Zossen. „...in Würdigung der hohen Verdienste um das



*Bau des Teltowkanals*

*Archiv: Heimatverein Steglitz*

Aufblühen des Kreises...” wurde Stubenrauch am 1. Januar 1900 von Kaiser Wilhelm II. persönlich in den preußischen Adelsstand erhoben. Dieser Titel war erblich. Auch seine Beförderung zum Berliner Polizeipräsidenten im Januar 1908 war eine Art Würdigung seiner Dienste für den Kreis.

Am 30. Januar 1909 wurde Stubenrauch in das von ihm erbaute Krankenhaus in Groß-Lichterfelde eingeliefert, wo die Ärzte ein Krebsgeschwür diagnostizierten. Er wurde sofort operiert und das betroffene Gewebe wurde entfernt. Trotz der damals schon weit entwickelten Methode der Chemotherapie war keine Heilung möglich. Stubenrauch wurde erst am 4. September 1909 von seinem langen schweren Leiden erlöst, als er während einer Kur in Schierke/Harz verstarb.

Am 6. September 1909 wurde der Leichnam Ernst von Stubenrauchs in einem schlichten eichenen, mit Tannenzweigen geschmückten Sarg von Schierke nach Berlin überführt. Am Vormittag des 8. September wurde er in der Berliner Garnisonkirche in der Neuen Friedrichstraße zur Trauerfeier aufgebahrt. Es wird berichtet, dass unzählige Leidtragende – vom Kaiserpaar bis hin zu unbekanntem Einzelpersonen – anwesend waren, um von “ihrem” Landrat Abschied zu nehmen. Die Beisetzung erfolgte am Nachmittag auf dem Friedhof in Genshagen, wo sich das Anwesen der Familie seiner Ehefrau Freiin von Eberstein befand. Den Trauerzug von der Garnisonkirche bis zum Genshagener Friedhof säumten tausende Beileidsbekundende, um von Stubenrauch eine letzte Ehre erweisen zu können.

Auszug aus einer Facharbeit im Fach Geschichte  
(Weinberg-Gymnasium Kleinmachnow)  
Alexander Lotz, Teltow



## Wie wir den Bau der Mauer erlebten (Teil 1)

(Zum 40. Jahrestag des 13. August)

„Niemand hat die Absicht eine Mauer zu errichten!“ tönte Walter Ulbricht im Juni 1961 auf einer Pressekonferenz, als er von einer westdeutschen Journalistin darauf angesprochen wurde. Ihm sei nicht bekannt, dass eine solche Absicht bestehe, die Bauarbeiter der DDR seien mit Wohnungsbau beschäftigt, und dafür werde ihre Arbeitskraft voll eingesetzt. Diese Ausführungen schienen aber gerade das Gegenteil zu beweisen, denn die Zahlen der Flüchtlinge, die sich damals schon jahrelang aus der DDR nach Westberlin oder Westdeutschland wälzten, hatten inzwischen Rekordhöhen erreicht. Irgendetwas über eine bevorstehende Schließung der Grenzen muß also schon durchgesickert sein, und dass die SED-Führung den anhaltenden Exodus auf Dauer tatenlos hinnehmen würde, war kaum zu erwarten. Hauptsache, erst einmal dementieren! Doch die Geheimhaltung klappte bis zum 12. August so vorzüglich, wie das eben nur im totalitären System möglich ist. Und in den frühen Morgenstunden des 13. August 1961, eines Sonntags, war die ganze westliche Welt – und die östliche nicht minder – völlig geschockt. (Alle geschilderten Situationen sind authentisch!)

„Wißt ihr schon das Neuste? Die Grenze ist zu!“ Mit diesen Worten überraschte uns die Mutter am Sonntagmorgen. „Eben habe ich es auch in den Nachrichten gehört. Seht mal aus dem Fenster, was vorn an der Ecke los ist!“

Mein Bruder und ich fuhren wie von der Tarantel gestochen aus den Betten; auch unser Vater war gerade erst aufgestanden. Als Bewohner der Schwelmer Straße waren wir unmittelbare Grenzanwohner, und so bekamen wir das aktuelle Geschehen gleich aus erster Hand mit. Wir blickten zur Straße hinaus und bemerkten an der Ecke Ostpreußendamm eine größere, erregt diskutierende Menschenmenge, die in Richtung Teltow-Seehof hinüber schaute. Vereinzelt wurden Fäuste geschwungen und zornige Verwünschungen nach „drüben“ gesandt.

Als wir zur Hofseite hinaus sahen, bot sich uns ein erschreckendes Bild. Direkt hinter dem Gartenzaun, fast unmittelbar unter unserem Fenster, tummelte sich ein unglaubliches Aufgebot von Uniformierten und Arbeitern. Stacheldraht wurde ausgerollt, neue Pfosten eingeschlagen, ein Stück weiter wurden „Spanische Reiter“ in den Boden gerammt, und im Hintergrund stand eine Reihe von Lastwagen und Armeefahrzeugen. Letztere dienten vermutlich zur Bewachung. Wenn die Lastwagen entladen waren, fuhren sie weg, und dafür kamen wieder

andere, die neues Sperrmaterial brachten. Laute Stimmen erfüllten das ganze Terrain, Befehle, Anordnungen und zum Teil recht barsche Worte flogen hin und her.

Unser Hof bildete hier nur einen relativ schmalen Streifen, dessen hintere Begrenzung bereits mit der DDR-Grenze identisch war. Halb rechts auf der Philipp-Müller-Allee, jedoch in wesentlich größerem Abstand als auf westlicher Seite, bemerkte man ebenfalls eine Anzahl von Menschen hinter einer provisorischen Absperrung; auch sie schauten herüber, durften aber nicht näher an den Grenzverlauf heran.

Wir alle waren maßlos entrüstet, aber es blieb uns nichts anderes übrig, als in ohnmäßigem Zorn zuzusehen, was sich direkt vor unseren Augen abspielte. „Haben denn die überhaupt das Recht dazu, hier alles dichtzumachen?“ rief mein Bruder wutentbrannt aus.

„Ach, wer fragt danach!“ entgegnete Vater. „Macht geht vor Recht! Wenn etwas befohlen wird, dann wird es durchgesetzt, ob es uns passt oder nicht. Das ist in allen Diktaturen so!“ Ein Gefühl von Resignation machte sich breit.

Später gingen wir ebenfalls alle hinunter, reihten uns in die immer größer werdende Ansammlung ein, diskutierten mit Nachbarn und Bekannten und erörterten die Lage. Ziemlich weit vorn, in unmittelbarer Nähe der Grenzlinie, bemerkten wir einen jüngeren Mann, der laut rufend hinüberwinkte. Und drüben, vielleicht hundert oder hundertfünfzig Meter entfernt, sah man die andere „östliche“ Gruppe, aus der eine einzelne ältere Frau zurückwinkte und auch etwas rief, was aber nicht genau zu verstehen war.

Da legte der Mann die hohlen Hände an den Mund und rief mit kräftiger Stimme: „Dein Brief ist angekommen!“ Und zu uns gewandt fügte er hinzu: „Sehen Sie die Frau dahinten? Das ist meine Mutter. Ich bin schon vor Jahren aus der Zone geflüchtet, aber sie ist dageblieben. Zurück konnte ich seitdem nicht mehr – und jetzt darf sie auch nicht mehr hierher...“ Dann versagte ihm die Stimme, und er wandte sich schnell ab.

Die Leute „drüben“ erschienen uns in diesem Augenblick wie Gefangene, die nur gerade mal ans Gitter kommen durften; ansonsten waren alle persönlichen Kontakte verboten. Am Straßenrand hatten die bewaffneten Posten noch ein kleines Schlupfloch gelassen; wir sahen verschiedentlich DDR-Bürger, die wahrscheinlich die Nacht bei Verwandten im Westen verbracht hatten und nun zurückkehrten. Manche werden vielleicht diese letzte Gelegenheit wahrgenommen haben und gleich im Westen geblieben sein.....

Als man kurz darauf die Straße Unter den Linden (wo sich kein Bahnhof befand) unterquerte, dachte ich mit Bedauern daran, dass mir der Weg zur Staatsoper und zu den anderen Ostberliner Theatern nun wohl für immer versperrt war. Würde ich dort jemals wieder eine Vorstellung besuchen können?

Und dann kam Friedrichstraße. Hier hielt die Bahn zum ersten und einzigen Mal im „Osten“, aber welch ein Unterschied war es zu den beiden vorigen Stationen! Von den hellgrünen Wandfliesen reflektiert erfüllte gleißendes Licht den ganzen Bahnsteig, und dieser wimmelte von Uniformierten, die sämtliche Aus-, Ein- und Umsteigenden scharf überprüften. In den Zug kamen sie jedoch nicht, und ich hütete mich, ihn zu verlassen, denn ich war ja nur „Transitreisender“. Soweit ich beobachten konnte, war es draußen keinem Fahrgast möglich, unkontrolliert in den Zug zu steigen oder den Bahnhof zu verlassen, denn auch vor den Ausgangstrepfen stand in langer Kette die Volkspolizei.

Und noch etwas anderes fiel auf, was jedoch zur damaligen Zeit nicht ungewöhnlich war. Hielt man die Nase aus der geöffneten Wagentür, dann spürte man deutlich, dass die Luft hier anders roch als im Westen! Des Rätsels Lösung waren die Auspuffgase der Autos, deren Spuren bis herunter in die U-Bahnhöfe drangen. Wenn man daran gewöhnt war, merkte man den Geruch wahrscheinlich gar nicht mehr; passierte man aber die Grenze, egal in welche Richtung, dann war es schon unverkennbar, dass auf beiden Seiten verschiedene Arten Benzin verwendet wurden.

Nun kam „Oranienburger Tor“, „Nordbahnhof“ und „Stadion der Weltjugend“, das damals noch „Walter Ulbricht-Stadion“ hieß. Hier, kurz vor der „Ausreise“ aus dem Ostteil der Stadt, wurde bisher über Lautsprecher ausgerufen: „Letzter Bahnhof im demokratischen Sektor!“ Später, als die „Hauptstadt der DDR“ zu etwas mehr Ansehen gekommen war und man von „Sektoren“ nichts mehr wissen wollte, änderte man die Ansage und formulierte: „Letzter Bahnhof im demokratischen Berlin!“ Aber auch das war mit dem heutigen Tage hinfällig geworden, da für Ein- und Ausreise nur noch ganz bestimmte Übergänge vorgesehen waren.

Jetzt kam die Station Reinickendorfer Straße, und hier im „freien Westen“ füllte sich der Zug wieder mehr als während der etwa fünfzehnminütigen „Transitfahrt“. Hinter Kurt-Schumacher-Platz taucht die U-Bahn empor ans Tageslicht und fährt auf einem offenen Damm über Scharnweber-, Seidel- und Holzhausener Straße, von wo sie dann das letzte Stück über Borsigwerke bis Tegeler wieder in den „Keller“ hinabtaucht.

Ich machte anschließend einen längeren Spaziergang durch den Tegeler Forst und am gleichnamigen See entlang; erst am späterem Nachmittag kehrte ich

Straßenbahnen und Busse passierten schon seit Jahren nicht mehr die Grenze; jetzt waren auch S- und U-Bahn, die bis gestern noch durchgefahren waren, unterbrochen. Auf den Grenzbahnhöfen war automatisch Endstation. Allerdings gab es einige Ausnahmen. Bei der S-Bahn aus Richtung Lehrter Bahnhof fuhren die Züge bis Friedrichstraße, und dort war dann offizieller Grenzübergang für Passierschein- oder Visuminhaber. Ebenso wurde die Tunnelstrecke der Nord-Südbahn weiter befahren, nur mit dem Unterschied, dass außer bei Friedrichstraße nirgends mehr gehalten wurde. Das Gleiche galt auch für die beiden nord-südlich verlaufenden U-Bahnlinien C und D (heute U6 und U8).

Am Nachmittag dieses denkwürdigen Sonntags wollte ich nicht zu Hause bleiben. Was ich bis jetzt erlebt hatte, würde sich in ähnlicher Art auch an der innerstädtischen Sektorengrenze abspielen, doch ich wollte wenigstens noch einmal durch den jetzt abgesperrten Teil unserer Stadt fahren, bevor auch das nicht mehr möglich war. Mit der „96“ fuhr ich nach Tempelhof und von dort weiter mit der U-Bahn Richtung Tegel. Die Züge waren ungewöhnlich voll; immer wieder hörte man aufgeregte Diskussionen, und jeder wollte, wenn auch vielleicht nur aus Sensationsgier, sehen, was sich seit der vergangenen Nacht tat.

Ich stellte mich gleich neben die Eingangstür und fuhr los. Auf der fünften Station leerte sich der Zug auffällig, und alles wälzte sich zu den Ausgängen. Wie bisher gewohnt, hörte man hier die Lautsprecherdurchsage: „Kochstraße! Letzter Bahnhof im Westsektor!“ Nur wenige Fahrgäste befanden sich noch im Wagen; es war also reichlich Platz vorhanden, doch ich blieb dort stehen wo ich stand.

„Zurückbleiben!“ hieß es, die Türen schlossen sich, und dann ging es hinein in den gefürchteten „Osten“. Nächste Station war „Stadtmitte“. Hier hätte man normalerweise umsteigen können in Richtung Alexanderplatz und Pankow, aber damit war seit heute Schluss! Der weiß gekachelte, sonst helle Bahnhof zeigte sich nur noch in einem diffusen Dämmerlicht, er lag wie ausgestorben da, außer dass zwei uniformierte Posten zu erkennen waren, die im Halbdunkel neben einem verlassenen Kiosk standen. Man konnte den Eindruck haben, dass sie nicht gesehen werden wollten, doch was sie dachten oder empfanden, war für niemanden zu ergründen. Langsam glitt die helle Lichterkette des Zuges an ihnen vorüber, dann tauchten wir wieder in den finsternen Tunnel ein und nahmen etwas mehr Fahrt auf.

„Französische Straße“ – wiederum das gleiche Bild! Eine mehr als sparsame Notbeleuchtung erfüllte die hellbraun getünchte Station, und wieder blickten uns aus anonymen und verschwommenen Gesichtern zwei Wachposten nach.

wieder zur U-Bahn zurück, um auf gleichem Wege die Heimfahrt anzutreten. Und wiederum empfand ich die eigentümliche Spannung, den ungewissen Reiz, durch den „gefährlichen Osten“ zu fahren – obwohl ich natürlich wusste, dass dabei gar keine Gefahr bestehen konnte!

Im Laufe der folgenden Woche war mit dem Bau der ersten provisorischen Mauer begonnen worden. Von unseren Fenstern aus konnten wir täglich beobachten, wie der „antifaschistische Schutzwall“ in die Höhe wuchs. Die ersten notdürftigen Stacheldrahtverhaue hatte man teilweise wieder entfernt, doch dafür wurde oben auf der Mauerkrone durchgehend Stacheldraht gezogen. Ein breiter Streifen wurde umgepflügt und dahinter ein asphaltierter Postenweg angelegt. Später folgten Minenfelder und Selbstschussanlagen, und hinzu kam der Schießbefehl, den man dann dreißig Jahre später einfach zu leugnen versuchte. Bewohner von Seehof oder Teltow, die am ersten Tag noch herübergeschaut hatten, sah man bald nicht mehr, da das Sperrgebiet beträchtlich erweitert worden war.

Für DDR-Bürger bzw. Ostberliner war die Ausreise völlig unmöglich gemacht worden. Wie wir Westberliner behandelt werden sollte, darüber war sich das Regime offenbar noch nicht schlüssig. Zunächst hieß es, dass „friedliebende“ Westberliner auch weiterhin in die „Hauptstadt der DDR“ einreisen dürften. Doch die Presse warf die Frage auf, wer denn als „friedliebend“ gelten konnte und wer nicht, und wie wollte man diejenigen herausfinden, die diese Eigenschaft nicht besaßen? Immerhin war es im Augenblick noch möglich, als „Wessi“ nach Ostberlin zu gehen, doch es dauerte gar nicht lange, da wurde auch das rigoros unterbunden.

Als gerade noch die letzte Gelegenheit dazu bestand, machte ich mich abermals auf und fuhr mit der U-Bahn in Richtung Gesundbrunnen. Zu Fuß näherte ich mich der Bernauer Straße, die in voller Breite, also mit beiden Bürgersteigen zum „Westen“ gehörte. Nur die Häuser auf der südlichen Straßenseite waren „östlich“, und hier hatte man inzwischen begonnen, die Bewohner mit Gewalt aus ihren Wohnungen zu vertreiben. Selbst miterlebt habe ich es zwar nicht, aber gerade hier war es wiederholt vorgekommen, dass Menschen vor Verzweiflung aus dem Fenster sprangen und sich zu Tode stürzten, wenn sie das aufgespannte Sprungtuch der Feuerwehr verfehlten. Die Straßenbahnschaffnerin der Linie 2, die hier ihren Endpunkt hatte, war dieser Tage vom Fernsehen interviewt worden, und berichtete unter Tränen, dass in einem dieser Häuser ihre Schwester gewohnt habe; jetzt sei sie mit anderen Bewohnern abtransportiert worden, und niemand wisse wohin. In den Parterrewohnungen waren verschiedene Fenster bereits zugemauert; sehr bald folgten auch die oberen Stockwer-

ke, doch schon nach wenigen Monaten ging man dazu über, all diese Häuser, die genau an der Grenzlinie standen, rücksichtslos abzureißen, um freies Schussfeld zu bekommen. Durch diese Ereignisse hatte die Bernauer Straße damals traurige Berühmtheit erlangt.

An der Brunnenstraße, die hier die „Bernauer“ kreuzt und von Wedding in den Bezirk Mitte übergeht, stand bis jetzt noch keine Mauer. Dafür waren lediglich Eisenträger ins Pflaster gerammt, und ein provisorischer Stracheldrahtverhau versperrte die Durchfahrt. Nur auf einem der Bürgersteige war noch eine schmale Passage freigelassen, die ich dann im Strome der Passanten durchschritt. Wie überall, so konzentrierte sich auch hier ein großes Aufgebot von Volkspolizei und Kontrolleuren in Zivil. Ein bullig aussehender Typ in Räuberzivil trat mir in den Weg. „Bitte Ihren Ausweis!“

Ich reichte ihm meinen Westberliner Pass. Er sah kurz hinein und fragte: „Wo wollen Sie hin?“ „Zur Staatsoper Unter den Linden,“ gab ich wahrheitsgemäß Auskunft. Er sah mich überrascht an. „Was wollen Sie denn da? Jetzt sind doch überall Theaterferien.“ „Ja, das stimmt schon,“ sagte ich. „Aber dort habe ich vor Jahren meine erste Oper gehört. Ich wollte mir das Haus wenigsten noch einmal von außen anschauen, denn wer weiß – vielleicht kann ich es bald nicht mehr ...“

„Und sonst? Haben Sie noch weitere Ziele?“ „Nein, habe ich nicht.“ Da er immer noch zögerte, mir den Weg freizugeben, fügte ich mit möglichst sanftmütigem Ton hinzu: „Aber es ist ja für uns nicht verboten, den demokratischen Sektor zu betreten.“ Das konnte er nicht bestreiten, und da er offensichtlich keine Handhabe hatte, mir den Grenzübertritt zu verwehren, brummte er nur etwas Unverständliches und gab mir den Ausweis zurück. Dann wandte er sich dem Nächsten zu.

Ich setzte meinen Weg fort und kam bis zur Invalidenstraße, in die ich rechts einbog. Es waren ungewöhnlich viele Menschen auf den Straßen; hier und da fing ich im Vorbeigehen ein paar Gesprächsfetzen auf, die sich zumeist mit der aktuellen Lage befassten. Und vor allem: Nie zuvor auch nicht danach habe ich so viel Militär gesehen; Polizei und Soldaten samt Fahrzeugen müssen aus weiten Teilen der DDR zusammengezogen und hier in Grenznähe konzentriert worden sein. Vermutlich hatte man Sorge, es könnte in der Bevölkerung zu Unruhen oder gar zu einem Aufstand kommen wie am 17. Juni 1953. Aber da die meisten dieses Datum wohl noch in zu guter Erinnerung hatten, zogen sie es vor, ruhig zu bleiben und die Faust nur in der Tasche zu ballen. Dennoch spürte man den Unmut und eine gewisse Aufgeregtheit, die über allem lag.

(Fortsetzung im nächsten Heft)



## **„Nicht selbstverständlich!“**

### **75 Jahre Feuerwache an der Südendstraße**

Im Steglitzer Anzeiger Nr. 300 vom 23. Dezember 1925 heißt es pathetisch: „Schon von weitem grüßt der 30 Meter hohe, die Stätte selbstloser Opferwilligkeit krönende Uebungsturm und weist dem mit dem entfesselten Element um sein Hab und Gut ringenden Einwohner den Weg zu dem Ort, an dem er in seiner Verzweiflung Hilfe und Beistand findet.“

In diese Stätte in der Südendstraße 18 a, Ecke Plantagenstraße 12 war die Steglitzer Feuerwehr am 22. Dezember 1925 eingezogen, und zwar ausgerüstet „mit allen Apparaten neuzeitlicher Löschkunst“. Die alte Wache, gelegen an der Schloßstraße zwischen Wrangelstraße und Matthäuskirche, war räumlich zu beschränkt und das Holz zudem wurmstichig geworden. Sie hatte seit 1883 der drei Jahre zuvor gegründeten Freiwilligen Feuerwehr als Depot gedient. Wehmütig wurde im Steglitzer Anzeiger zurückgeblickt: „Es war ein Stückchen Geschichte der einstigen Dorfgemeinde Steglitz das mit dem gestrigen Umzug der Feuerwache hinter uns versank, wie so vieles andere, das der eiserne Besen der Neuzeit erbarmungslos hinweggefegt hat.“

Am neuen Standort war ab 1840 Seidenraupenzucht betrieben worden. Nach den Maulbeerbaumpflanzungen, die der Fabrikant und Seidenhändler Johann Adolf Heese (1783 - 1862) dort angelegt hatte, wurde die Plantagenstraße benannt. Die Südendstraße, parallel zur Albrechtstraße gelegen, ist eine ausgesprochen ruhige Straße, so dass die Fahrzeuge aus der Wache ohne Sirenengeheul zum Einsatz ausrücken können. Dabei sollte die Südendstraße ursprünglich als Durchgangsstraße bis nach Südende führen, wurde dann aber nur bis zum Friedhof an der Bergstraße ausgebaut.

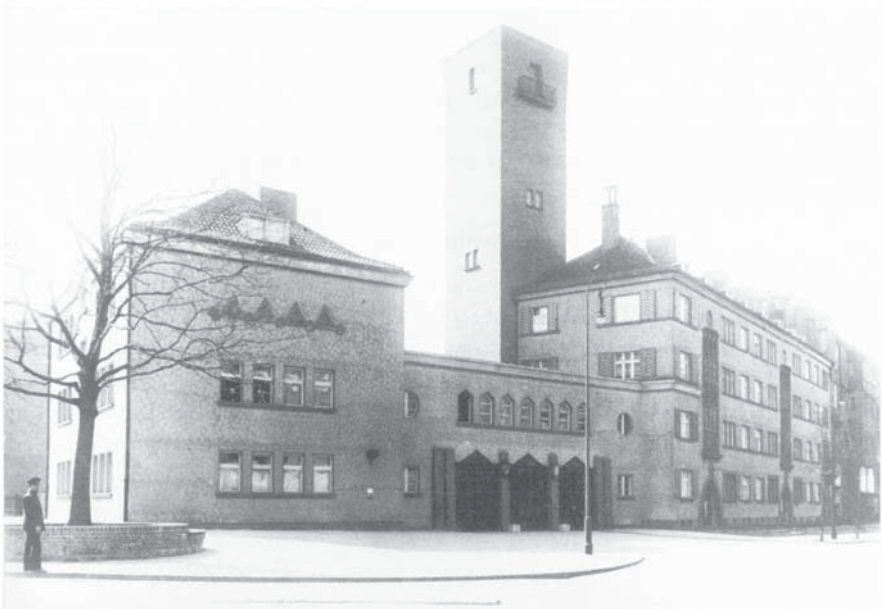
### **Architektur**

Die im Stil des Expressionismus gebaute Feuerwache besteht aus einem dreigeschossigen, quadratischen Hauptgebäude, einer niedrigeren Wagenhalle und einem rückwärts stehenden Steigturm. Ihr Architekt, Fritz Freymüller (1882 - 1950), war von 1912 bis 1921 Gemeindebaurat in Lankwitz und danach bis 1933 Stadtbaurat in Steglitz. Da er vor der „Machtergreifung“ bei einer Feier im Rathaus Lankwitz das Singen des Horst-Wessel-Liedes untersagt hatte, war er für das „braune“ Steglitz nicht mehr tragbar und wurde bereits am 1. April 1933 aus seinem Amt vertrieben. Zu seinen bedeutendsten Bauten zählen die Siemensvilla an der Gärtnerstraße, der Pavillon Bernkastler Platz, die Beethoven-Oberschule an der Barbarastraße, das Stadion Lichterfelde und die Lilienthal-Gedenkstätte.

Ebenfalls entworfen hatte Freymüller das Wohnhaus Südendstraße 16 - 18 und die Turnhalle für die 1873 errichtete Schule in der Plantagenstraße 10. Sie entstanden zugleich mit der Feuerwache 1924/25. Das Ensemble der drei Bauten besticht durch vielfältige expressionistische Details wie Ziegelreliefs spitzer Dächer, eines Halbmondes, eines Sterns, von Lampen, Blitzen, Feuerwehrräkten, einer brennenden Fackel, eines Vogels und des roten Hahns als Symbol für das Feuer. Zwei Treppenhäuser des Wohngebäudes sind hierbei durch Ziegelfelder besonders betont.

Bemerkenswert sind die unterschiedlichen Fensterformen: Einige rund, andere eckig mit gewellten Fenstergittern, teils oben spitz zulaufend, teils sich nach unten trapezförmig erweiternd. Die Treppengeländer im Wohngebäude zeigen wieder Blitze. Ein aus Ziegeln gemauerter Balkon erhebt sich in umgekehrter Pyramidenform an der mit Kellenputz netzartig überzogenen Fassade. Die in Dreiecksform und mit nach außen gewölbten Seitenkanten gestalteten Ziegelrahmungen der Eingangsbereiche sind von der Fassade zurückgesetzt. Sie korrespondieren mit dem Durchgang zur Turnhalle.

Über allem erhebt sich markant der quadratische, sich im oberen Bereich erweiternde, rote Turm der Feuerwache. Er wurde früher zum Üben des Hakenleitersteigens und zum Trocknen der Schläuche genutzt.



## Modernisierung

Beim Umbau des denkmalgeschützten Gebäudes von Mai 1999 bis August 2000 sorgte der Landeskonservator unter anderem dafür, dass die nachträglich neben den Toren zur Wagenhalle eingebaute Tür entfernt wurde und die ursprüngliche Eingangstür zur Feuerwache wieder genutzt wird. Im Zuge der rund 3,2 Mio DM teuren Renovierung und Modernisierung wurden die Heizungsanlage, Wasserleitungen und der Sanitärbereich ausgetauscht, ein Fitnessraum und die Küche neu eingerichtet. Die Wagenhalle hat man verlängert und mit einer Abgasabzugsanlage sowie neuen Toren ausgestattet. Sie fasst jetzt gerade die 30-Meter-Drehleiter, das Löschfahrzeug und die beiden Rettungswagen.

Bedauerlicherweise wurde seitens des Bezirksamts Steglitz versäumt, auch den großen Backsteinring, der an der Straßenecke einen schönen Spitz-Ahorn fasst, zu restaurieren. Der Ring bietet mit den herausgebrochenen Ziegeln zur Zeit ein erbärmliches Bild.

Die Wache mit der Kennzahl 42 wird geleitet von Herrn Brandamtsrat Jürgen Brzoza. 60 Mann sind ihm zugeordnet, welche abwechselnd in 24-Stunden-Schichten ihren Dienst verrichten. Der grundsätzlich begrüßenswerte Sparzwang im öffentlichen Dienst führte leider hier zu einer kaum noch zu verantwortenden Belastung der Feuerwehrleute: Bestand eine Schicht bislang aus 16, so besteht sie jetzt nur noch aus 12 Mann. Übrigens steht natürlich auch Frauen der Zugang zu diesem Beruf gleichermaßen offen. Tatsächlich sind aber nur wenige Frauen bei der Berliner Feuerwehr tätig.

Dem technischen Fortschritt zum Opfer fiel der Arbeitsplatz des Fernmelders. Er ist ersetzt worden durch digitale Meldeempfänger und einen Drucker. Der Einsatzalarm wird jetzt durch ein computergesteuertes Einsatzleitsystem der Berliner Feuerwehr in Siemensstadt, wo jeder 112-Notruf eingeht, an die Feuerwache Steglitz weitergegeben. Die so alarmierten Feuerwehrleute können von den Ruheräumen im 2. OG des Wachgebäudes nach unten über eine alte Rutschstange gelangen. Unweigerlich fühlt man sich hier an Slapstick-Szenen erinnert, wie zum Beispiel in Charlie Chaplins Film "The Fireman" von 1916, wo die chaotische Mannschaft an der Rutschstange übereinander purzelt.

In der Realität ist für solche Eskapaden selbstverständlich kein Raum. Dazu wiegt die Last der Verantwortung zu schwer.

## Einsatz

Einer der schwersten Einsätze in der jüngeren Geschichte der Steglitzer Feuerwehr fand am 04.08.1998 statt, nachdem das viergeschossige Wohngebäude in

der Lepsiusstraße 57 durch eine Gasexplosion völlig zerstört wurde. Durch den Einsturz fanden sieben Menschen den Tod. Bei der zweitägigen Suche nach Überlebenden unter den Trümmern und Schuttmassen waren 80 Feuerwehrleute im Einsatz, die von bis zu 400 Helfern unterstützt wurden.

Nach viereinhalb Stunden konnten Feuerwehrleute einen Verschütteten, Herrn Michael Kulesa, retten, der sich tief dankbar zeigte: "Das wird immer als so normal angenommen, dass sich Feuerwehrleute in Gefahr begeben; aber dass sie über die eigene Sicherheit hinweggehen, um jemand anderem zu helfen, das ist für mich nicht selbstverständlich."

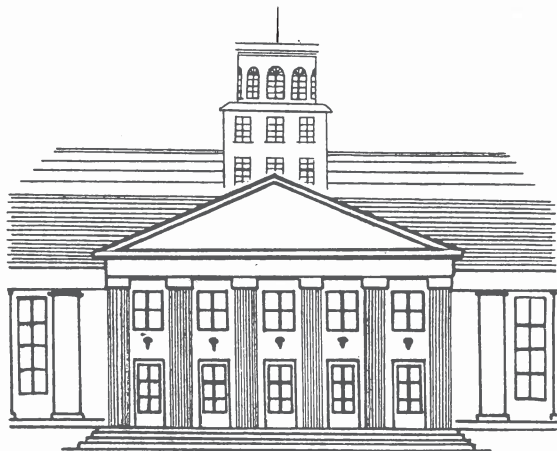
Auch wenn wir nicht selbst betroffen sind, sollten wir uns diesem Dank an unsere Steglitzer Feuerwehrleute anschließen. Dass die Feuerwache Steglitz, wie schon vor 75 Jahren beschrieben, noch immer ein Ort ist, von dem Hilfe und Beistand ausgehen, bleibt uns eine beruhigende Gewißheit.

Eike Schmidt

## **Wer kennt dieses Gebäude? Wo befindet es sich?**



## Beethoven-Oberschule Lankwitz



Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wird in einem Prospekt die Gartenstadt Lankwitz gepriesen als „der bevorzugte Wohnsitz für in Berlin tätige Geschäftsleute und bessergestellte Angestellte, als einer der schönsten Ruhesitze für Offiziere, Rentner und Beamte, vierzehn Minuten vom Potsdamer Platz, als Ort mit niedrigen Gemeindesteuern und mäßigem Schulgeld, mit schattigen Straßen, als vornehmer, gesunder und ruhiger Vorort“. Ein schöner Ort – aber was fehlte und sehr vermisst wurde, war die Gelegenheit zur Bildung der weiblichen Jugend. So übersenden Bürger dieses Ortes am 15. Oktober 1905 eine Petition an den Gemeindevorsteher Dillges zwecks Errichtung einer höheren Mädchenschule. Die Genehmigung durch die Königliche Regierung wird 1908 ausgesprochen. Ein Jahr später beginnt der Ausbau auf 10 Jahrgänge, damit die „Mittlere Reife“ erteilt werden kann. Aufgrund eines Allerhöchsten Erlasses darf sich die Schule seit dem 19. Februar 1912 Lyzeum nennen.

Mehrere Jahre hindurch führt die Schule ein Untermieterdasein in der 2. Gemeindeschule in der Seydlitzstraße. 1912 beginnt Stadtbaurat Freymüller die Planung eines Schulgebäudes in der Barbarastraße. Die Fertigstellung des geplanten Baues wird durch den 1. Weltkrieg verzögert, aber Ostern 1918 können 285 Schülerinnen mit ihren Lehrern in das neue Haus einziehen.

Die Entwicklung der Schule läuft nicht geradlinig. Der erste Direktor, Prof. Wilhelm Schirdewahn, wollte seit 1911 ein Oberlyzeum aus der Schule machen. 1924 wird er pensioniert, sein Nachfolger wird Direktor Georg Ademeit. In diesem Jahr fordert der Hausfrauenverein Berlin-Lankwitz eine Frauenschule mit gründlicher „Berufsausbildung der Hausfrauen und Mutter und

Durchgeistigung ihrer gesamten Tätigkeit". Dem stimmen im September 1926 die Bezirksverordneten zu, und so hat die Schule ab 1927 zwei Leiter: Dr. Ademeit und Frau Oberin Valeska Schmidt. Deren Bereich, die Frauenschule, umfasst ein Schuljahr, eine Art Berufsgrundbildungsjahr für Hausfrauen, Hortnerinnen und Wirtschafterinnen. Direktor Dr. Ademeit stellt im Mai 1929 den Antrag auf eine dreijährige Frauenoberschule mit Abitur. Dies war pädagogisch folgerichtig, aber die politischen Gruppen hatten eine unterschiedliche Auffassung über eine Frauenoberschule. Den Nationalsozialisten hätte das in ihr Konzept gepaßt, bis auf die „Durchgestaltung ihrer gesamten Tätigkeit“, aber der Ausschuß für die Planwirtschaft lehnt ab. Anders als dieser Ausschuss sehen das der Bürgermeister von Steglitz und der Oberbürgermeister von Berlin, und so kann die Schule, wegen der starken Nachfrage, eine Unterprima einrichten.

Im November 1936 stimmt der Oberbürgermeister dem Konzept zu und im Mai 1937 auch das Ministerium. Die Schülerinnenzahl der Frauenoberschule war von 44 auf 109 Mädchen gestiegen, die in fünf Klassen unterrichtet werden. Seit August 1938 heißt das Lyzeum Auguste-Sprengel-Schule nach einer mecklenburgischen Pädagogin, die 1895 den „Allgemeinen deutschen Verband gemeinnütziger Anstalten für Lehrer und Lehrerinnen an Mädchenschulen“ gegründet hatte und seit 1903 in Berlin sozialpolitisch tätig gewesen war.

Ostern 1939 findet die erste Reifeprüfung statt. Morgenandachten und besondere Gottesdienste werden regelmäßig abgehalten. Mit Beginn des 2. Weltkrieges dürfen die Morgenandachten nicht mehr durchgeführt werden. Bis zum Ende der 30er Jahre ist der tägliche Gruß an der Schule „Guten Tag“, obwohl nach den Sommerferien 1933 auf administrativem Wege der Hitlergruß verbindlich wurde. Die politische Durchdringung der Schule ist nicht aufzuhalten. Schon 1933 wurde infolge grundloser Denunziation beim stellvertretenden Gauleiter ein Kollege gegen den Widerstand der Schule und der Schulverwaltung versetzt. Eine Kollegin muß, als „Nichtarierin“ entgegen der Forderung der Schule, statt Religion, Deutsch und Geschichte die Fächer Rechnen, Französisch und Biologie unterrichten. Im Jahr 1938 erhält diese Kollegin, neben sechs anderen Kollegen, das Treuedienstehrenzeichen in Silber, wird jedoch kurz darauf aus dem Schuldienst entlassen.

Nach der Pensionierung von Dr. Ademeit wird im März 1939 Dr. Hermann Fischer in sein Amt als Oberstudiendirektor eingeführt. Er erklärt, „daß es immer sein Bestreben sein werde, eine enge Verbindung der Schule mit der Partei und deren Gliederung herzustellen“. Als Fundament seiner Arbeit sehe er Elternhaus – Schule – BDM an. Im selben Jahr sollen 87% der Schülerinnen Jungmädels bzw. Mitglied im BDM gewesen sein. Die Schule, inzwischen 30 Jahre alt, ist offenbar „gleichgeschaltet“. Im Jahre 1940 wird folgende Weisung erlassen: „Beobachtungen weltanschaulicher Gegnerschaft bei Schülerinnen



sind sofort dem Direktor zu melden. Statt Strafe soll zunächst Belehrung einsetzen." Immerhin wird kein Mädchen denunziert.

Im August 1944 wird die Schule durch Bombenangriffe schwer beschädigt. Ein Teil der Schülerinnen wird nach Böhmen evakuiert, der Rest auf verschiedene Schulen verteilt; ein Teil der Lehrer wird zu verschiedenen Ämtern abgestellt, andere versetzt, vier sind bei der Wehrmacht; die Schule war somit faktisch aufgelöst.

Im Mai 1945 hat die neu ernannte Schulaufsicht des Bezirks angesichts der katastrophalen Verhältnisse kein Interesse mehr an einer Mädchenoberschule; jedoch gelingt es Frau Oberin Schmidt, den zuständigen Schulrat umzustimmen. Sie wird kommissarische Leiterin. Die Lehrer, die sie sich zusammengesucht hat, bessern, nachdem sie überprüft waren und Arbeitserlaubnis sowie Weegerlaubnis nach Lankwitz bekommen haben, das Gebäude aus, so daß Anfang Juni schon 74 Schülerinnen im Schichtwechsel mit einem Realgymnasium wieder unterrichtet werden können. Im Blockadewinter 1948/49 wird das Gebäude durch die „Pädagogische Akademie West“ belegt, sodass Lehrer und Schülerinnen in die Schule an der Seydlitzstraße ausweichen müssen, in der nun Schüler dreier Schulen unterrichtet werden.

Im Zuge allgemeiner Veränderungen wird im Jahre 1948 die Auguste-Sprengel-Schule 8. Oberschule Wissenschaftlichen Zweiges (OWZ) genannt und nimmt von 1950 an auch Jungen auf. Nach knapp sechs Jahren wird Frau Oberin Schmidt in den Ruhestand versetzt, und Herr Direktor Zabrocki wird ihr Nachfolger.

Einem Antrag der Schule entsprechend, erhält die Schule im Februar 1954 den Namen Beethoven-Oberschule. Verwaltungstechnisch wird sie 1. OG (Oberschule Gymnasium) genannt.

Aus den reformerischen Kräften, die u.a. das Schulwesen anders gestaltet wissen wollen, entsteht in den 60er Jahren eine revolutionäre Aufbruch- und Umbruchstimmung, die auch die Schulen erfaßt und die bis dahin üblichen Verhaltensmuster verändern. Gegensätze brechen auch an der Beethoven-Oberschule auf und führen zu Verhärtungen und, ab 1968, zu Konflikten, zunächst nur zwischen dem Schulleiter und Schülervertretern; später kommt es zu offenem Ausbruch des Konflikts zwischen dem Schulleiter einerseits und Schülern, Lehrern und Eltern andererseits. Die Angelegenheit wird in der Bezirksverordnetenversammlung behandelt. Nach einer außerordentlichen Gesamtkonferenz und einer Elternversammlung, beide mit Schulrat und dem Stadtrat, tritt Direktor Zabrocki in den Ruhestand. Sein Nachfolger wird im Juni 1971 Oberstudiendirektor Walter Spencker.

Alle Gremien sind von der Notwendigkeit der Neugestaltung der gymnasialen Oberstufe überzeugt. Im Januar 1971 beschließt die Gesamtkonferenz ein Pilot-

projekt mit Grund- und Leistungskursen, das die Senatsverwaltung genehmigt, und so wird an der Beethoven-Oberschule die neue gymnasiale Oberschule schon im Schuljahr 1972/73 durchgeführt. Dieses Schulmodell läuft bereits im Sommer 1974 aus, da inzwischen im April die Oberstufenreform in ganz Berlin (West) eingeführt war, und zwar in wesentlichen Punkten abweichend von der Reform der Beethoven-Oberschule.

Die Schülerzahl wächst stetig an, sodass in der zweiten Hälfte der 70er Jahre die Arbeiten für einen Schulerweiterungsbau beginnen, der im Schuljahr 1978/79 fertig gestellt und bezogen wird. Außerdem wird der Schule eine Filiale zugewiesen, die ihr bis Anfang 1984 erhalten bleibt.

1990 tritt Oberstudiendirektor Spencker in den Ruhestand; sein Nachfolger wird Oberstudiendirektor Wolfgang Harnischfeger.

Veränderte pädagogische Intentionen erweitern das herkömmliche Lehr- und Bildungsangebot der Schule. Sie geht nicht am aufkommenden Computerzeitalter vorüber, sondern führt schon bald das Fach Informatik ein. Ebenso werden die Fächer Darstellendes Spiel und Philosophie in das Unterrichtsangebot aufgenommen. Eine große Anzahl Arbeitsgemeinschaften wird den Schülern angeboten: Italienisch, Spanisch, 2 Chöre, mehrere Orchester (Der Name der Schule verpflichtet!), eine Big Band, Tanz, Rudern, Tennis, Chemie, Astro- nomie u.v.a.

Zwei Schüler der Oberstufe haben 1998 mit drei Projekten erfolgreich am Wettbewerb „Jugend forscht“ teilgenommen. Sie haben mehrere Patente auf ihre Erfindungen und dadurch auch konkrete Firmenkontakte.

Als besonders wichtig wird der Wert internationaler Beziehungen erkannt. Schulreisen gehören zwar zur Tradition der Beethoven-Oberschule, aber sie erhalten nun einen anderen Stellenwert. Auf Studienreisen der Oberstufe sollen nicht eingefahrene Techniken des Tourismus übernommen, sondern geschichtliche, kulturelle und soziale Entwicklungen vermittelt werden. Reiseziele sind Schweden, Griechenland, Großbritannien, Dänemark, Italien, Ungarn und Frankreich. Schon seit Beginn der 70er Jahre unterhält die Schule eine Partnerschaft mit einer Landwirtschaftlichen Oberschule Israels. Weitere Partnerschaften bestehen mit Schulen in Frankreich (Paris und Dijon), Schottland und Schweden. Aus diesen Ländern kommen regelmäßig Schülergruppen, die privat bei Familien untergebracht werden; entsprechende Gruppen fahren zu Gegenbesuchen und wohnen ebenfalls bei Familien. Durch diese Aktivitäten und Begegnungen wird den Heranwachsenden der Horizont erweitert, wird gegenseitiges Verstehen ermöglicht, und schließlich öffnen diese Begegnungen mit dem Ausland die Augen für das eigene Land. Ein schönes Ziel – gerade heute sehr wichtig.

Oskar Stück

## Die Lausitz und Strittmatter im Steglitzer Heimatmuseum.



Mit der Ausstellungseröffnung am 1. September 2000 kam für über zwei Monate die Lausitz in das Steglitzer Heimatmuseum. An diesem Tag reiste sogar der Bürgermeister aus Bohsdorf mit seiner Frau und dem Ortschronisten an. Bei Lausitzer Spezialitäten konnten sie sich davon überzeugen, dass der Strittmatter – Laden aus Bohsdorf fast originalgetreu aufgebaut wurde. Man drängte in Mutter Matts Kolonialwarenladen, vorbei am jungen Esau Matt und dem auf der Heringstonne sitzenden Bergmann der Grube Conrad. An einer solchen Besucherzahl hätte auch Mutter Matt ihre Freude gehabt. Das Museums – Team sorgte unaufhörlich und unauffällig dafür, dass die Gäste das Essen und

Trinken nicht vergaßen. Lausitzer Quark mit Leinöl, täuschend echt nachgebackene Rekord- Briketts als süße Gaumenfreude – die allerdings nur kurze Zeit gesehen wurden - und Original Pulsnitzer Lebkuchen für jeden mit der Aufschrift „Glück auf“ waren nur einige der kleinen Leckereien. Dann begann nach dem offiziellen Teil eine Ausstellungsrunde bei einem Glas Wein oder Lausitzer Mineralwasser von der Strittmatter – Ecke auf die sorbische Seite bis zur Landwirtschaft und dem Bergbau. Ein ganz großes Dankeschön an alle, die diesen Tag und die folgenden Monate zu einem Erfolg gemacht haben.

In den nächsten Wochen hatten die Besucher Zeit und Muße, sich mit den Exponaten zu beschäftigen und anregen zu lassen. Wer in den Raum trat und auf den Laden zuging, hatte sofort den Duft von über 50 Broten in der Nase. Im Raum bekam er dann gleich Gesellschaft: Erwin Strittmatters Stimme war in seiner Sitzecke mit Auszügen aus dem Roman „Der Laden“ zu hören. Auch die sorbische Braut in aufwendiger Hochzeitstracht versuchte Aufmerksamkeit zu erregen, ebenso wie der sorbische Landmann in respektabler Größe. Die Kinder steuerten entweder zielsicher auf den kleinen Esau Matt mit der Milchkanne zu – oder gingen erst einmal auf Nummer sicher und verharnten in respektvoller Entfernung vor der Ladentheke. Jedesmal wenn man den Raum betrat, hatte



*Foto: Wilma Gütgemann-Holtz*

man das Gefühl beobachtet zu werden. Und beim Licht Ausschalten abends gab es immer so ein merkwürdiges Kribbeln im Rücken ...

Die sonntäglichen Führungen machten uns besonderen Spaß, da die Besucher auch genügend Zeit mitbrachten. Viele waren über einen der Presseartikel neugierig geworden, und ein Teil kannte auch die Verfilmung des Ladens. Ausgehend von der literarischen Spurensuche nach dem Ort „Bossgom“ in der Lausitz, ging es von Erwin Strittmatter und dem „Laden“ über in den Lausitzer Alltag, die Sorben, die Braunkohle, die Rekultivierung, kurz zu den Reizen und Problemen dieser Region und den Verbindungen zu Berlin. Anregende Diskussionen und Gespräche entwickelten sich beinahe zu jedem Exponat, und das machte wohl auch den Reiz aus. Wer in den Vorraum trat, blieb meist schon vor der Lausitzkarte mit den ausgewählten Sehenswürdigkeiten stehen und ließ sich von den Kinderzeichnungen mit Lausitzer Motiven einstimmen. Ganz besonders freuen wir uns darüber, dass viele Besucher die Absicht äußerten, bald in die Lausitz zu fahren – wie das Gästebuch und auch die Gespräche zeigten. Zum Ende der Ausstellung standen sogar noch die Taschenbücher zum „Laden“ und andere Romane Erwin Strittmatters zum Verkauf, so dass besonders Interessierte sofort nachlesen konnten. Reichlich Absatz fand Heinrichs

Strittmatters Original Heidehonig aus Bohsdorf – selbst geschleudert aus eigenem Bienenstock.

Das Rahmenprogramm der Ausstellung bot zusätzliche Anregungen. Etliche Besucher nahmen das Angebot eines Diavortrages über die Lausitz in der Urania /Berlin wahr. Dann konnte Günter Hanke von der Museumsleitung dafür gewonnen werden, im Ausstellungsraum aus Strittmatters Roman „Der Laden“ zu lesen. Es war schon ein besonderes Vergnügen, der geschulten Stimme zu lauschen und von der Familie Matt zu hören. Man saß mitten im „Laden“ und ließ den Blick über die Ladentheke oder den jungen Esau Matt schweifen.

Einer der Höhepunkte der Ausstellung war die Lausitz-Busfahrt mit Stationen in Knappenrode, Senftenberg und Bohsdorf. Ohne zu übertreiben: wenn es nach der Zahl der Interessenten gegangen wäre, hätten auch drei Busse besetzt werden können. Alle, die daran teilnehmen konnten, werden sich sicher noch lange an das denkwürdige Freiluftessen im alten Verladebahnhof mit Blick auf die Brikettfabrik Knappenrode und das Bergbaurekultivierungsgebiet erinnern. Und eine persönliche Buchsignierung vom Bruder Erwin Strittmatters am Schauplatz des Romans der „Laden“ erhält man ja auch nicht alle Tage.

Nach zwei Monaten fiel es richtig schwer, alles wieder abzubauen. Die sorbische Braut war etwas störrisch, und auch der sorbische Landmann hatte es nicht eilig, an seinen angestammten Platz neben der Kaserne zurückzukommen. Aber es half nichts. Mit einem Transporter ging es zurück zu den Leihgebern in das Bergbaumuseum in Knappenrode, nach Bohsdorf in die Strittmatter-Gedenkstätte und in das Wendische Museum nach Cottbus. Nach und nach bekamen alle anderen Leihgeber auch alles wohlbehalten zurück.

Bei allen, die diese Ausstellung möglich gemacht haben, möchten wir uns hiermit noch einmal ganz herzlich bedanken. Wir hoffen, dass für alle etwas Anregendes zurückbleibt und vielleicht der eine oder andere geknüpfte Kontakt Bestand hat oder vertieft werden kann.

Gabriele Teutloff und Jürgen Alex



## „Wie mein Vater starb.“ von Friedrich Fontane, Neuruppin.“

Gab es besondere Verbindungen zwischen Theodor Fontane und dessen Familie und der Berliner Vorortgemeinde Lichterfelde?

Diese Frage erhebt sich, wenn man in alten Ausgaben des Berlin-Lichterfelder Lokal-Anzeigers blättert und unter dem Datum des 15. Juli 1929 einen Artikel Friedrich Fontanes entdeckt, der den letzten Tag im Leben seines Vaters (1889) beschreibt.

„Theodor Fontane und Lichterfelde“, dieses Thema hat uns schon einmal beschäftigt, als von dem plötzlichen und frühen Tod George Fontanes (1851-1887), des Ältesten der Söhne die Rede war. George gehörte als Offizier der Hauptkadettenanstalt an und wurde nach seinem frühen Ableben auf dem Lichterfelder Friedhof in der Moltkestraße bestattet.

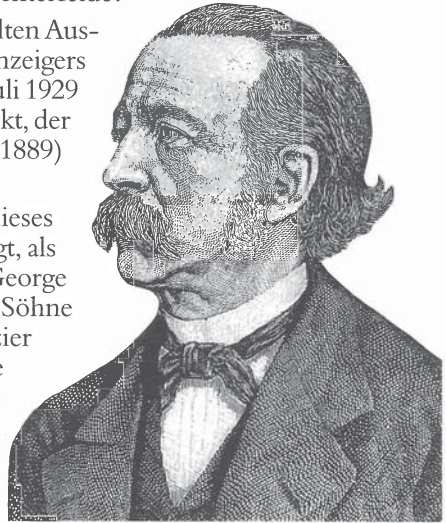
Im Jahr 1929 nun veröffentlichte Friedrich Fontane (1863-1941), der jüngste Sohn des großen Dichters, einen sehr eindrucksvollen Bericht über den letzten Tag seines Vaters in dem viel gelesenen Nachrichtenblatt des Ortes, dem Berlin-Lichterfelder Lokal-Anzeiger.

Ob wohl der Autor dieser Zeilen, der von Beruf Verleger war, und der Herausgeber der Zeitung, Willy Unverdorben, oder dessen sehr fähiger Chefredakteur, Richard Lieske, engere Beziehungen miteinander pflegten, sodass Friedrich F. zur Veröffentlichung seines Artikels gerade Lichterfelde auswählte? Zählte er die hiesige Bevölkerung zu jener, „die sich für ein gutes deutsches Buch noch etwas Sinn bewahrt haben“?

Wir wissen es nicht. Gewiß ist aber, daß Friedrich Fontanes schlichte Worte den Leser zutiefst anzusprechen und anzurühren vermögen. Das war vor sieben Jahrzehnten wohl so und das gilt meines Erachtens auch noch heute.

Hier der Bericht:

Berühmte Menschen – und namentlich die, die sich des seltenen Glücks ihrer Berühmtheit bis ins hohe Alter hinein erfreuen dürfen – pflegen am Ende ihrer Tage ihre Lebensgeschichte zu schreiben. Auch bei uns in Deutschland schenkt man neuerdings dieser Literaturgattung



*Fh. Fontane*

Federzeichnung von Heinz Fiene



wachsende Beachtung. Man reißt sie in die Kategorie der „Bekennnisbücher“ ein, und sie stellen zweifellos eine wertvolle Bereicherung unseres Literaturschatzes schon deshalb dar, weil sie Dokumentarisches zur Zeitgeschichte in kultureller und politischer Beziehung liefert. Allerdings eines und gerade des für ihn wichtigsten Ereignisses kann auch der gewissenhafte Autobiograph nicht gedenken: des Vorgangs, an dem sich das Schicksal an ihm selbst erfüllt, an dem es auch für ihn gilt, von dieser Welt Abschied zu nehmen.

Je bedeutender die Person des Verstorbenen, je mehr er und sein Werk in und bei uns fortlebt, desto mehr Stoff für die Mythe, für Legendenbildung über seinen Ausgang, über seine letzten Augenblicke. Und merkwürdig: gerade die, die nicht dabei waren, sind die Träger der Entstellung des Tatsächlichen, behaupten es aus „erster Quelle“ ganz bestimmt zu wissen.

So sind denn auch über die letzten Stunden Theodor Fontanes, meines Vaters, die merkwürdigsten Versionen verbreitet. Jetzt, wo er durch das Freiwerden seiner Werke wieder in aller Munde ist, wenigstens jener, die sich für ein gutes deutsches Buch noch etwas Sinn bewahrt haben, mag es angebracht sein, daß ich als Sohn, und mehr noch als Augen- und Ohrenzeuge, über Theodor Fontanes letzten Lebenstag noch ein paar Worte sage.

Der tägliche Spaziergang hatte mich um die Mittagsstunde auch am 20. September 1898 in die elterliche Wohnung geführt. Mal schnell hinausspringen, mal sehen und hören, wie 's dem Alten geht. – Erst wenige Tage war er von Karlsbad zurück. Die Mama hatte die Rückfahrt unterbrochen, weilte noch für kurze Zeit in dem gemütlichen Heim einer guten Freundin in Blasewitz.

Aber wenn auch Frau Emilie selbst noch nicht wieder das Szepter schwang! Mete, die Tochter, meine Schwester, und mit ihr die treue langjährige Dienerin des Hauses waren ja da und wetteiferten darin, für den „Herrn“ zu sorgen, ihn bestens zu betreuen.

So war es denn auch. Ganz so, wie es in dem kleinen Gedicht steht:

Heute früh, nach gut durchschlafener Nacht

Bin ich wieder aufgewacht.....

Dann war ein kurzes Arbeitspensum absolviert worden. Indes das schöne Wetter hatte gelockt, das Bedürfnis nach frischer Luft. Man war noch sozusagen auf Nachurlaub, noch nicht eingewintert.

Und so hatte er denn, gut gelaunt und, wie er es jetzt öfters als ein etwas an Luftmangel leidender alter Herr liebte, den Spaziergang abgekürzt, um von dem sicheren Beobachtungsposten des einen der beiden Schinkelschen Torhäuschen desto befriedigter das beginnende Großstadtleben am Potsdamer Platz an sich vorbeifluten zu lassen.

Zwei Teller Kartoffelsuppe – natürlich mit Brühe und die Prise Pfeffer daran – hatten gut gemundet, den „grünen“ Kartoffeln war das richtige Quantum Petersilie beigelegt gewesen, die gut zubereiteten Hammelrippchen hatten die vorgeschriebenen drei Minuten auf hellem Feuer gebraten, und der Milchgrieß, gar nicht klüdrig – aber mit viel Zucker und Zimmt – hatten ausgezeichnet geschmeckt.

Beim Täfchen Kaffee, gleich nach dem Mittagsmahl genommen, traf ich ihn an.

„Nun, wie geht's Papa?“

„Danke! Na, so lala! Aber was kann man auch groß noch bei 38 Pulsschlägen verlangen?“

„Hat Mama geschrieben? Kommt sie bald zurück?“

„Ich denke noch eine Woche. Für sie sind die paar Tage Ausspannung bei Treutlers die beste Nachkur. Hier langweilt sie sich nur. Namentlich jetzt, wo dein Verlag mich um die Korrekturen drängt und ich täglich davon einen ganzen Berg zu bewältigen habe.“

„Tut mir gewiß sehr leid. Aber es ist schon Ende September, und die Bestellungen auf den „Stechlin“ laufen weiter gut ein, die erste Auflage ist schon überschritten,“ suchte ich ihn zu erfreuen.

„Nun das ist schön! Besonders für dich. Aber ich fürchte, das Publikum wird später, wenn es sich erst den Schaden besieht, recht enttäuscht sein. Es ist nun einmal kein richtiger Roman im landläufigen Sinne. Eigentlich überhaupt kein Roman, vielmehr nur eine Aneinanderreihung von Anekdotischem, mit vielen Dialogen dazwischen. Und dann die Hauptsache fehlt, wie du weißt: keine Spur von Handlung oder etwa gar Spannung.“

„Trotz alledem, Papa, die erhöhte Nachfrage spricht für den Erfolg, wenn auch nicht gleich wie bei „Effi Briest“.“

„Mag sein! Du warst ja immer Optimist! – Uebrigens, ich muß sagen, ich habe heute selbst mit Vergnügen in den Aushängbogen geblättert. Es ist das Buch, das ich für mich geschrieben habe. Mir gefällt's. Das ist mir noch bei keinem meiner Bücher passiert. Wenn sie erst gedruckt vorlagen, bin ich immer ängstlich drumrumgegangen.“

Der Gedanke, mit zwei dicken Bänden, noch dazu kurz hintereinander – das Quellenwerk – „Von Zwanzig bis Dreißig“ war erst vor wenigen Monaten erschienen – seinem Publikum doch zu viel zugemutet zu haben, muß ihn bis zuletzt beherrscht haben. Wie eine Entschuldigung klangen die inzwischen bekannt gewordenen Reime, die man auf seinem Schreibtisch fand:

„Zwölfhundert Seiten auf einmal,

Und mit achtundsiebzig! Beinahe ein Skandal.

Ihr könnt es, aber bei mir heißt es eilen,

Konntest es doch auf viermal verteilen!“

Es sollte die letzte Unterhaltung mit meinem Vater gewesen sein. Als ich am selben Abend – Gott sei dank! Ausnahmsweise früh – heimkehrte, steckte ein Zettelchen an der Korridor-tür. Und beim Flackern eines Fünfmintutenbrenners entzifferte ich die Worte meiner Schwester: „Komm sofort zu uns!“ –

Ich ahnte, ich wußte, es war etwas passiert. Schnell hinunter, und, in die nächste Droschke springend, hielten wir schon nach wenigen Minuten vor dem alten Johanniterhause.

Ich kam zu spät. Noch vor kaum zwei Stunden hatte er die paar Häppchen, die er sich auf seinem Zimmer servieren ließ – um nicht etwaigen Anfechtungen bei der Familientafel ausge-

setzt zu sein („alte Leute sollten abend lieber überhaupt nichts essen!“) – in Gesellschaft der Tochter mit gutem Appetit verzehrt. Dann begab er sich in den angrenzenden, schon seit Jahren zum Eßzimmer umgewandelten Alkoven, um, wie üblich, dem alten Merckelschrank noch ein Verdauungsgläschen des so geschätzten Wilka zu entnehmen.

Die Tür war angelehnt geblieben. Nichts regte sich. Nach einiger Zeit, als er immer noch nicht zurückkehrte, wurde die Tochter unruhig.

Sie ging nun auch durch den Alkoven und den dahinter gelegenen Schlafraum – das ehemalige Berliner Zimmer – in die Küche.

„Anna, ist der Herr etwa draußen?“ fragte sie.

„Nein, hier ist er nicht gewesen.“

Sie traten beide hinter den Bettschirm. Und da fanden sie ihn. Lautlos lag er über seine eigene Lagerstätte gebeugt. Ohne Todeskampf war er dahingegangen. „So war der Tod gekommen wie Zieten aus dem Busch!“

„Um neun ist alles vorbei!“ – wie oft hatte er diese Worte gesprochen! Die Stunde war gekommen. Und nicht lange darauf rundete sich die Stunde. Die alte Uhr ein Erbstück seit Generationen, holte wieder einmal zu neun zögernden Schlägen aus. Der oft gehegte Wunsch, bei ihrem Tick-Tack, wie schon Vater und Großvater, zu sterben, war auch für Theodor Fontane in Erfüllung gegangen. Um neun Uhr war alles vorbei! –

Am anderen Morgen saß ich im Dresdner Schnellzug und stand bald darauf vor der hübschen Villa in Blasewitz, deren Insassen mich schon in größter Besorgnis erwarteten. Den letzten Brief an die geliebte Lebensgefährtin, den er noch eigenhändig in den Kasten geworfen, hatte das Telegramm von der plötzlichen schweren „Erkrankung“ überholt.

Noch wenige Sekunden, in der man sie schonend vorbereitete, – und ich stand vor meiner Mutter.

„Hat er noch schwer gelitten?“ fragte die tapfere Frau gefaßt.

Und als ich dies mit gutem Gewissen verneinen konnte, atmete sie erleichtert auf.

„Gott sei dank! Er hätte es kaum ertragen. Ein schöner Tod! Es war ein schönes Leben an seiner Seite. Ich könnte es gleich noch einmal mit ihm beginnen.“

Beneidenswert! Vor vierundfünfzig Jahren schon hatte er geschrieben:

„Nicht fürcht' ich selber, wie nah er auch droht.

Doch wohl seine Rüden: Gram Krankheit und Not.

Die Meute, die stückweise das Leben zersetzt

Und zögernd uns in die Grube hetzt.“

Der Jäger hat es auch gut mit ihm gemeint –

---

Berlin-Lichterfelder Lokal-Anzeiger, 15.7.1929

Steglitzer Heimat, 1988/1

Erika Reinhold

## **Kirchen und Gemeindeleben in Steglitz**

Meist geht man vorbei, seltener hinein: Kirchen in Steglitz. In jedem Halbjahr werden wir zwei Kirchengemeinden besuchen, um die Architektur, die Geschichte und das heutige Gemeindeleben kennen zu lernen. Sie sind herzlich eingeladen: Gehen wir mal hinein.

In diesem Halbjahr beginnen wir mit den Kirchen.

### **Johannes, evangelisch**

Die im Oktober 1914 eingeweihte Kirche am Johanneskirchplatz in Lichterfelde-West gehört durch den eigenwilligen Rundbau, das ziegelgedeckte Kuppeldach und die Laterne zu den Wahrzeichen Lichterfeldes. Die besondere Gestaltung des Innenraums in Kreisform mit umlaufender Empore bietet als ungewöhnlichen Blickfang einen Wandteppich, hergestellt in einer Frauenwerkstatt in Santiago de Chile, der die Verbundenheit mit der Dritten Welt zeigen soll.

Die Gemeinde ist durch die Herausgabe der "Rundbriefe" der Bekennenden Kirche (1934/35) berühmt geworden. Ihre mutige Arbeit während der NS-Jahre stellt einen Akt des Widerstandes dar.

### **Heilige Familie, katholisch**

Das Ensemble der romantischen gehöftartigen Anlage besteht aus Kirche, Pfarrhaus mit Fachwerkfassade und Garten. Das Gotteshaus wurde 1904 nach Plänen von Christoph Hehl in überwiegend neugotischen Formen gebaut und besitzt eine qualitätsvolle Innenausstattung.

Nach einer Führung durch die Gebäude bleibt Gelegenheit, sich über die Gemeindegarbeit der letzten 100 Jahre zu informieren.

Wann und wo wir uns treffen, finden Sie auf den letzten Seiten unter Veranstaltungen.

Wie heißt es immer am Ende, Fortsetzung folgt. Nach den Sommerferien, im zweiten Halbjahr, werden wir zwei andere Kirchen und Gemeinden in Steglitz besuchen.

Rosemarie Köhler

## Tagesausflug nach Woltersdorf, einst Filmstadt und Kurort

Wir treffen uns am Sonntag, dem 8. April, um 8:50 Uhr auf dem Bhf. Friedrichstraße.

Um 9:08 Uhr fahren wir von hier mit der S3 in Richtung Erkner ab.

In Rahnsdorf steigen wir in die Tram 87 um und fahren bis zum Berliner Platz in Woltersdorf.

Der Spaziergang durch den langgestreckten Ort von der Siedlung Schönblick an, vorbei an der evangelischen Kirche "St. Michael" und weiter in Richtung Schleuse und Kranichsberge soll uns verblichene bauliche Schönheiten entdecken lassen, die vom Glanz vergangener Zeiten künden, an denen die letzten 60 Jahre nicht spurlos vorüber gegangen sind.

- So kommen wir durch die Köpenicker Straße zum Wohn- und Atelierhaus von Hugo Höppner, auch Fidus genannt. Fidus zu Beginn des 20. Jh. auf der Suche nach einer neuen Lebensform, war nicht nur Lichtmystiker, Naturschwärmer, verschämter Erotiker, Vegetarier und dgl., er war auch Anhänger der vor 100 Jahren gegründeten Wandervogelbewegung.
- In der Parkstraße, gegenüber dem ehemaligen Sanatorium finden wir ein Stückchen Lichterfelde, das Landhaus "Tilburg", das Gustav Lilienthal 1889 für Hans Knoch, den Leiter des Kurhauses und Sanatoriums baute.
- Die letzten Filmkulissen ("Als Woltersdorf noch Hollywood war", so ein Buchtitel) sind zu suchen im ehemaligen Garten des Hofmalers Prof. Fischer, sowie Ferdinand Althoffs "Filmidyll" und spätere Strand Café.

Natürlich kommen wir auch zu den bekannten Sehenswürdigkeiten, der Woltersdorfer Schleuse, der Liebesquelle, den Kranichsbergen und Aussichtsturm.

Um die Mittagszeit werden wir in ein Lokal an der Woltersdorfer Schleuse einkehren; bitte anmelden unter 030 / 744 53 49.

Am Abend zwischen 17 u. 18 Uhr treten wir gemeinsam von der Endhaltestelle Woltersdorfer Schleuse die Heimfahrt an.

Dietrich Seidlitz

## Als neue Mitglieder begrüßen wir:

Adelheid Schüffner, Christian Schröter, Reinald Hapke, Ehrhard und Gabriele Portzig, Hannelore Lockingen, Arnulf Trendelkamp, Gertrud Teicke, Horst Jirsak.

## Wir bedanken uns herzlich für die Spenden von:

Helga Bade, Christa Bartsch, Dagmar Bähge, Manfred Becker, Marion Bergelt, Amo Berndt, Ilse Blank, Bärbel Bönecke, Ernst Christoph Bösener, Hildegard Braune, Irmgard Büchenschütz, Wolfgang Hellmuth Busch, Elfriede Derra, Gertrud Feuerherd, Dr. Henning Fischer, Norbert Gabriel, Alexander Galling, Martin Gern, Ingrid Gillert, Hans Gottschewski, Klaus Gottwald, Renate Gries, Barbara Heide, Maria Heinze, Ursula Hennig, Jutta Hertlein, Susanna Hoenischer, Gisela Hörich, Ursula Hübner, Evamarie Ihnow, Waldemar Janke, Klaus Janetzki, Beate Jänicke, Ingeborg Jung, Dorothea Lange, Klaus-Jürgen Leissner, Ingeborg Ludwig, Dr. Walter Lux, Mandolinisten-Vereinigung Berlin, Thomas Mederer, Jürgen Meiffert, Gisela Meyer, Christa-Maria Morgenstern, Rolf Müller, Ellen Neveling, Marita Nitschke, Lucie Palenda-Preuße, Ulrich Piltz, Gerhard Poser, Ruth Preuß, Karl-Heinz Przylas, Peter Radwainski, Elly Reichardt, Christiane Reiche, Erika Salomon, Irmgard Schiemann, Christa Schubert, Adelheid Schüffner, Herbert K. Schulz, Berta Schumann, Ingeborg-Waltraut Stecker, Hans-Joachim Steinig, Renate Stier, Gisela Stümbke, Frau Thiede, Frau Tröster, Peter Ulrich, Dorothea von der Heide, Peter von Weiss, Götz Weißleder, Heimatverein Zehlendorf und Hans Zemlin.

Bedanken möchten wir uns an dieser Stelle wieder bei den fleißigen Helfern, ohne die unsere gemeinsame Arbeit nicht so reibungslos und erfolgreich verlaufen wäre. Hervorzuheben ist **Jürgen Radtke**, der sich um die Belange der Mieter kümmert und durch eigene Tatkraft den Zustand unseres Hauses ständig verbessert.



## **Erfreuliches zum vereinseigenen Grundstück Drakestraße 64 A**

Im Finanzbericht 1999 hatten wir alle Mitglieder über die wirtschaftliche Situation des Grundstücks informiert. Die Ausführungen endeten mit der Feststellung „Liquiditätsprobleme sind nicht auszuschließen“.

Diese sich andeutenden Liquiditätsprobleme konnten dank der großzügigen Hilfe eines Mitglieds für die Zukunft abgewendet werden. Das Mitglied, welches hier nicht genannt werden möchte, hat dem Verein ein zinsgünstiges Darlehen zur Ablösung der bisherigen Verbindlichkeiten zur Verfügung gestellt. Das hypothekarisch gesicherte Darlehen hat eine zunächst auf 5 Jahre vereinbarte Laufzeit, ist in dieser Zeit nicht zu tilgen und wird mit nur 3% verzinst. Die bisher aus den Mieteinkünften zu deckenden Aufwendungen für Zinsen und Tilgung – in 2000 waren es knapp 21.000,- DM – verringern sich ab 2001 jährlich auf weniger als ein Drittel und betragen in 2001 nur noch knapp 6.500,- DM.

Das bedeutet: Ab 2001 haben wir jährlich mehr als 14.500,- DM zur Instandhaltung des Hauses oder aber für Vereinszwecke zur Verfügung. Darüber hinaus konnten wir durch die vorzeitige Rückzahlung der öffentlichen Mittel an die IBB (Investitionsbank Berlin) ehemals WBK (Wohnungsbaukreditanstalt) einen fünfzigprozentigen Tilgungsbonus erlangen. Hierdurch hat sich der Stand der Schulden – am 31.12.1999 waren es noch ca. 333.000,- DM – auf ca. 215.000,- DM am 31.12.2000 verringert.

Der Vorstand bedankt sich im Namen des Vereins bei dem ungenannten Vereinsmitglied für das Darlehen zum günstigen Zinssatz und die dadurch bewirkte Unterstützung in der Vereinsarbeit.

Jörg Becker

## **„Gruß aus Steglitz“ – Historische Postkarten auf CD**

Alle, die Ende letzten Jahres einen Blick in unsere Sammlung historischer Postkarten werfen wollten, mußten feststellen, daß dies nicht möglich war. Der Grund hierfür: Unser Mitglied Jörg Becker hat die Postkarten gesichtet, zu mehreren interessanten Spaziergängen zusammengestellt und eine CD herstellen lassen.

Über 500 Postkarten – ergänzt um Postkarten aus den Sammlungen Wolfgang Holtz und Jörg Becker – wurden als Computerbilder eingelesen und innerhalb des jeweiligen Spaziergangs kommentiert. Mit großer Sorgfalt wurden Flecken, Beschädigungen und Beschriftungen wegretuschiert. Die Mühe hat sich gelohnt: Der Betrachter fühlt sich in das alte Steglitz zurückversetzt. Ein kurzweiliges Vergnügen für alle, die einen Computer besitzen.

Zu sehen sind zum Beispiel die Spaziergänge „Eindrücke aus dem alten Steglitz“, „Das Rathaus liegt nicht weit vom Bahnhof“, „Der Steglitzer Fichtenberg“ u.v.a.

Für alle Mitglieder steht eine CD bei der Jahreshauptversammlung bereit. Die CDs sind gratis und werden durch Werbung finanziert.

Andreas Körner

## Rückblick auf Veranstaltungen des zweiten Halbjahres 2000

Unser Programm starteten wir nach den Sommerferien mit einer **Lausitz-Ausstellung**, die mit Leihgaben des Cottbusser Sorbenmuseums, des Industriemuseums Knappenrode und des Bohsdorfer Strittmatter-Vereins vielseitig und lebendig gestaltet werden konnte. **Gabriele Teutloff** und **Jürgen Alex** kümmerten sich um die gesamte Vorbereitung, sorgten für die Kontakte in die Lausitz, meisterten mit **Wilma Gütegemann-Holtz** den fantasievollen Aufbau und waren während der Ausstellungszeit mit Einsatz dabei, dafür herzlichen Dank.

Gleichzeitig eröffneten wir die Ausstellung „**100. Geburtstag von Karl Gebhardt**“. Er war Kunsterzieher der Tannenbergschule.

Dank **Frau Derra** und **Frau Rhades**, die den Nachlass von Karl Gebhardt verwalten, konnten wir eine Anzahl von Schülerarbeiten (ab 1939!) und eigene Werke von Karl Gebhardt zeigen. Diese Ausstellung wurde bis zum Jahresende verlängert und mit Weihnachtsmotiven der damaligen Schüler ergänzt.

Zur anstehenden Fusion mit Zehlendorf gab es drei Veranstaltungen:

**Rosemarie Köhler** führte uns über den Friedhof Onkel-Tom-Straße mit Grabstellen von Persönlichkeiten wie der Schriftstellerin Ingeborg Drewitz, dem Architekten Paul Mebes, dem Maler Conrad Felixmüller und dem Historiker v. Harnack.

**Walter Heidbrink** brachte uns den nördlichen Teil der Gemarkung Schönower nahe mit der Umgebung des S-Bahnhofes Zehlendorf und den ehemaligen Laehrschen Anstalten nebst Laehrpark und heutiger Kennedy-Schule.

Die **Busfahrt Steglitz-Zehlendorf** fand großen Anklang und war durch die Werbung im Jahrbuch Steglitz 2000 sofort ausgebucht. Die Größe des neuen Bezirks zwischen Walther-Schreiber-Platz und Glienicker Brücke kam genauso zum Ausdruck wie seine Vielfältigkeit zwischen dörflicher Struktur in Lankwitz und in Stolpe und dem Großstadtcharakter um die Schloßstraße herum.

Der Verkauf der restlichen Ausstellungsstücke der 50er Jahre am 10. September und der **Weihnachtsbasar** am 12. November zogen wieder viele Leute ins Museum.

Zur 1. Landesgartenschau Brandenburgs in **Luckau** bot **Dietrich Seidlitz** eine Führung an. Er zeigte uns neben den prächtigen Gartenanlagen (u.a. entlang der Stadtmauer) Sehenswürdigkeiten der historischen Luckauer Innenstadt.

Mit Mandolinenklängen wurde zum 50. Jubiläum der **Berliner Mandolinisten-Vereinigung** am 11. November zur Ausstellungseröffnung gebeten.

Im Heimatmuseum las am 18. November **Andreas Grothusen** aus seinem Buch „Die dort droben - Häuser und Menschen auf dem Steglitzer Fichtenberg“ interessierten Zuhörern vor. Zwei Wochen später besichtigten wir mit dem Autor die Orte des Geschehens und erfreuten uns an dem Steglitzer Wohndiyll abseits der Verkehrs- und Geschäftsstraßen.

Die Ausstellung „Weihnachtliches von A bis Z“ konnte nur in kleinem Rahmen aufgebaut werden, da der Gesundheitszustand von Wilma Gütgemann-Holtz und Wolfgang Holtz nicht mehr zuließen.

Bei allen Mitgliedern und Freunden des Heimatvereins bedanken wir uns recht herzlich für das Interesse an unseren Veranstaltungen der letzten drei Jahre. Wir würden uns freuen, wenn Sie weiterhin auch ohne unser Mitwirken dem Verein und dem Museum treu blieben.

Wilma Gütgemann-Holtz und Wolfgang Holtz



*Mandoline mit Schildkrötenpanzer, 1934, Windhuk/Südwestafrika*

# Veranstaltungen

## 1. Halbjahr 2001

Sonntag, 7. Januar, 11:00 Uhr	<b>Neujahrswanderung</b> mit <b>Wolfgang Holtz</b> entlang der Grenze zwischen Steglitz und Zehlendorf anlässlich des Zusammenschlusses der beiden Bezirke am 1. Januar 2001: Treffpunkt: Königin-Luise-Platz, Botanischer Garten
Mittwoch, 10. Januar bis Donnerstag, 25. Januar	<b>Ausstellung „Gesichter einer Großstadt“</b> von <b>Heinz Fiene</b> ; Eröffnung am Mittwoch, dem 10. Januar, um 15:00 Uhr im Heimatmuseum, Drakestraße 64 A, Lichterfelde-West (normale Öffnungszeiten, wie beim Archiv und Museum )
Sonntag, 14. Januar, 11:00 Uhr	Wir laden zum <b>Neujahrsempfang</b> mit Feuerzangenbowle, <b>Heidi Boehden-Fiene</b> liest „Preußische Legenden“ im Heimatmuseum Steglitz, Drakestraße 64A, Lichterfelde-West
Sonntag, 21. Januar, 11:30 Uhr	<b>Oskar Stück</b> liest aus den <b>Lebenserinnerungen seines Großvaters Oskar Lange</b> (langjähriger Bürgermeister von Lichterfelde) im Heimatmuseum Steglitz, Drakestraße 64A, Lichterfelde-West
Freitag, 2. Februar bis Sonntag, 4. Februar	Ausstellung <b>10 Jahre Hummelclub Berlin</b> von <b>Wilma Gütgemann-Holtz</b> . Eröffnung am Freitag, dem 2. Februar, 18:00 Uhr im Heimatmuseum, Drakestraße 64A, Lichterfelde-West. (Sonnabend und Sonntag geöffnet von 11:00 bis 17:00 Uhr)
Sonntag, 18. Februar, 11:30 Uhr	Führung durch und Einblick in die <b>Gemeindearbeit der Ev. Johanneskirche</b> mit <b>Herrn Dr. Reinicke</b> ; Treffpunkt: Johanneskirchplatz, Ringstr. 36, Lichterfelde-West
Freitag, 2. März, 18:00 Uhr	<b>Jahreshauptversammlung</b> und <b>Vorstandsneuwahlen</b> Ort: Schwartzsche Villa, Grunewaldstraße 55, Steglitz Treffpunkt: Theatersaal
Freitag, 9. März bis Mittwoch, 18. Juli	Ausstellung <b>„100 Jahre Wandervogel-Jugendbewegung“</b> von <b>Erdmuth Kuckenburg-Knothe</b> und <b>Vertreter der Freien Jugendbünde</b> ; Eröffnung am Freitag, dem 9. März, 18:00 Uhr im Heimatmuseum, Drakestraße 64A, Lichterfelde-West
Sonnabend, 10. März, 16:00 Uhr	Führung durch und Einblick in die <b>Gemeindearbeit der Kath. Kirche Heilige Familie</b> mit <b>Herrn Hampel</b> ; Treffpunkt: Kornmesserstraße 2-3, Lichterfelde-West

- Sonnabend,  
31. März,  
16:00 Uhr
- Filmnachmittag: **Wandervogel und Ludwigstein**  
„**Wahre Freundschaft**“ von **Erdmuth Kuckenburg-Knothe**  
im Heimatmuseum, Drakestraße 64A, Lichterfelde-West
- 
- Sonntag,  
8. April,  
8:50 Uhr
- Tagesausflug nach **Woltersdorf, einst Filmstadt und Kurort** mit **Dietrich Seidlitz**, Näheres im Mitteilungsblatt;  
*Anmeldung unter 030 / 744 53 49. Treffpunkt: S-Bhf. Friedrichstraße, Bahnsteig der S3 nach Erkner*
- 
- Sonntag,  
6. Mai,  
ab 14:00 Uhr
- Offenes Singen am Wandervogel-Gedenkstein**  
auf der Goebenwiese; veranstaltet von Pfadfindern.  
Treffpunkt: Im Steglitzer Stadtpark an der Goebenstraße am Gedenkstein.
- 
- Dienstag,  
8. Mai  
bis Montag,  
2. Juli
- Ausstellung **Nutzung im Wandel der Zeit**  
(Geschichte der Wismarer Straße 26/36) von **Klaus Leutner**;  
Eröffnung am Dienstag, dem 8. Mai, 18:00 Uhr  
im Heimatmuseum, Drakestraße 64A, Lichterfelde-West
- 
- Freitag,  
18. Mai,  
18:00 Uhr
- Diavortrag mit Musikbeispielen über **Agnes Miegel**, ostpreuß. Dichterin u. Erzählerin (gehörte zum Kreis des Wandervogels)  
von **Erdmuth Kuckenburg-Knothe**  
im Heimatmuseum, Drakestraße 64A, Lichterfelde-West
- 
- Freitag,  
25. Mai  
16:00 Uhr
- Besuch des Willy-Brandt-Hauses** mit **Edelgard Lieb**.  
Eine Führung durch das SPD-Haus und ein anschließendes Gespräch mit einem Parteireferenten in Berlin-Kreuzberg, Wilhelmstraße 141; Treffpunkt: Im Durchgang zwischen Stresemann- und Wilhelmstraße (*Anmeldung unter 030/815 83 70*)
- 
- Sonnabend  
16. Juni,  
13:00 Uhr
- Führung über den **St. Annen Kirchhof** und den **Städt. Friedhof** in Dahlem mit **Rosemarie Köhler**;  
Treffpunkt: Kirchhofseingang Königin-Luise-Straße Ecke Pacelliallee
- 
- Sonnabend,  
30. Juni,  
11:00 Uhr
- Radtour mit Oswald Ludwig und Dietrich Seidlitz**  
durch den Düppeler Forst nach Babelsberg-Drewitz und zurück (ca.50 km). In Drewitz besichtigen wir die Dorfkirche und stärken uns im Lindenhof.  
Treffpunkt: Dorfkirche Zehlendorf an der Potsdamer Straße / Clayallee (*Anmeldung unter 030 / 797 069 75 bis zum 15. Juni bei Frau Ludwig*)

Sommerferien, **das Heimatmuseum bleibt geschlossen**  
vom 19. Juli bis 1. September 2001

